197.2232

Der

Knabe Antonio.

Ein Mährchen.

Die

Verwandten.

Lothar

oder

Liebe löſst den Widerstreit.

Phantasien und Erzählungen

von

Siegfried Schmid.

Königl. Bibliothek Berlin

Erlangen,
bei Carl Heyder
1818.

Lothar

oder

Liebe lösst den Widerstreit.

Lothar an Gustav.

I.

— N —

Die hiesige Gegend bildet ein herrliches Thal. Es ist keine von den beengenden, stillen, abgeschiedenen Parthien; sondern lebendig, gesellig, erheiternd liegt die Landschaft ausgebreitet da. Mächtig schreitet der schimmernde Rhein hindurch. Fern zog sich dort der Vogesus zurück, und hier der feierlich düstere Schwarzwald. Weithin sollten die Ufer des erhabenen Stroms ergötzende Gefilde seyn, voll

üppigen Reichthums an Früchten der Erde. Die Gebirge mochten gerne in ihrer ernsten Grösse zurücktreten, damit auf den geräumigen Tummelplätzen zu ihren Füssen, freier und geweckter die lebendigen Wesen sich bewegten.

In B. hielt ich mich einige Zeit auf. Hier fieng ich wirklich einmal an, nach Verlangen eine Beschreibung von allerlei Bemerkenswerthem zu besonderer Gemüthsergötzung unsers Freundes M. abzufassen. Doch der Eifer gieng bald vorüber.

Sage ihm indessen nur, sobald er nach B. zu reisen gedenke, möchte er mich davon benachrichtigen. Ich würde ihm alsdann Adressen geben, damit er dort wenigstens einige gute Bilder von Holbein, einige possierliche Uebergangsgeschöpfe, wie man sie in den Gränzländern verschiedener Nationen oft

antrifft, und einige gute Weiber sehen könnte.

Unser Freund Lander ist immer noch derselbe. Er hat mir versprochen, Deine Angelegenheiten aufs emsigste zu betreiben. Dies wird nun wohl einige Ueberwindung seines Phlegma's erfodern. Er sitzt hier sehr wohlbehaglich auf seinem Guthe N. Wenn ihn seine zwei Engländer einmal davon wegziehen sollen; so muss wenigstens eine Jagdparthie, oder das freundliche Gesicht einer schlanken Pachterstochter ihm aus der Ferne entgegenschimmern. Der eine Engländer ist ihm besonders sehr werth. Dieser, sagt er, hätte bei Wettrennen in Paris schon zweimal den Preis gewonnen. Wirklich zeigte sich derselbe vor einigen Tagen in dem Kabriolet so brav, dass Freund Lander nebst mir beinahe den Hals gebrochen hätte.

Du versprichst Dir vielleicht zu viel Unterhaltung von meinen Briefen, lieber Gustav. Indessen, Du darfst wohl die Mittheilung meiner etwanigen Herzensangelegenheiten und Herzensergiesungen verlangen. Ich werde mich Dir, nach dem sichtbaren und unsichtbaren Leben, dessen ich mir auf meinen gegenwärtigen Wanderungen bewusst werde, in meiner Individualität geben. Du wirst immer den Freund mit Liebe empfangen. Von Angelegenheiten des Herzens bildete sich schon in B. ein kleiner Beitrag. Vielleicht mehr davon in meinem nächsten Briefe.

II.

N —

Um Dir unsern Lander wieder lebhaft ins Gedächtniss zu rufen, erzähle ich Dir etwas von der neulichen verunglückten Spazierfahrt. Du erinnerst Dich wohl noch mancher freundlichen Tage, die wir in der schönsten Zeit des Lebens zu G. verträumten. Wir kamen einmal zu Lander, und trafen ihn sehr eifrig beschäftigt, die grün grundirten Tapeten seines Zimmers mit allerlei wunderlichen Figuren, durch Hülfe einer Scheere zu verzieren. Er demonstrirte uns sehr ernstlich, dass wir hier, nach allen Grundsätzen der Physik und Mathematik, die sichersten, leichtesten und bequemsten WagenModele vor

uns sähen, deren man sich, im Grossen ausgeführt, nur irgend bedienen könne.

Einer solchen Maschine von Landers Erfindung hatten wir neulich uns nun anvertraut. Er mochte einige kleine Inkonvenienzen an der Wand nicht bemerkt haben, die sich aber in der Ausführung ziemlich fühlbar machten. Die Räder an dem offenen, luftigen Wägelchen waren so hoch, dass sie mit dem Kasten gleich standen. Lander hatte unvorsichtig genug seine Hand auf den Rand des Kastens gelegt, sie wurde gequetscht, er liess im Schmerz die Zügel fallen, diese verwirrten sich in dem Rade, der Engländer stürmte fort über einen Haufen grosser Steine weg, an welchem die ganze herrliche Erfindung in hundert Trümmern zerscheiterte. Ich stand durch einen raschen Sprung gerade auf dem Boden, und fiel dem Pferde

noch zur rechten Zeit in die Zügel. Lander blickte etwas verwundert umher, als er sich von dem Boden aufraffte und den Staub von seinem Kopfe schüttelte. So oft er noch jetzt nach seiner verbundenen Hand herabsieht, vermischen sich einige Verwünschungen mit dem Lobe des Engländers.

Hast Du Landern hier wieder vor Dir gesehen?

Beinahe hätte ich es vergessen! Ich versprach ja, Dich mit einer ganz andern Angelegenheit zu unterhalten.

Die gute, treue Seele! Ich hatte wirklich nicht erwartet, dass sie sich mir so fest anschliesen würde. Sie scheint meine Entfernung von B. tief zu empfinden. Was will ich Dir viel von ihr erzählen! Du sollst sie lieber selbst in ihrer einfachen, rührenden Sprache hören. Sie hat mir schon mehrmals geschrie-

ben. Hier einstweilen das beiliegende Blatt!

"Endlich finde ich einige Augenblicke, wo ich ungestört mit Dir mich unterhalten kann. O wie habe ich mich gesehnt, nach diesen köstlichen Minuten, diesen lichten Ruhepunkten in der fürchterlichen, finsteren Leere, worin ich mich, entfernt von Dir, umhergetrieben fühle!" —

"Ich kann jetzt eine halbe Stunde allein seyn. Brächtest Du sie hin an meiner Seite! Könnte ich Dir ohne Worte, mit meinem Munde in Einem Hauche darbringen, was Dir diese todten, kalten Buchstaben sagen sollen! Ich wäre zu glücklich. Ich besitze Dich ja doch. In meinem Herzen lebst Du, unzertrennlich, immerfort; da kann Dich mir niemand rauben, Dich entfernen,

sich zwischen uns drängen. Geliebter! ich fühle Deine ewige Nähe."

"Sage mir, o sage, wie ist es, dass ich mich so unbeschreiblich zu Dir hingezogen fühle, wie noch zu keinem andern Wesen in der Welt? Ich erinnere mich, dass ich schon ehmals ein Vorgefühl von diesen Empfindungen hatte. Lass Dir, wie sich dies in meinem Gemüthe bildete, erzählen. Einmal in einer heiteren Sommernacht erwachte ich mit so munteren Sinnen, als wenn ich langst ausgeschlafen hätte. Ich bedeckte mich leicht gegen die Kühle, und gieng an das Fenster, um mit einem Blick ins Freie die herrliche Nacht schöner zu geniesen. Es lag über die Landschaft der bleiche Glanz des Mondes wie ein leichter Nebel ausgebreitet. Alles schien sich darin mit leisem, geheimnissvollem Leben zu bewegen. Die seltsamsten Bilder

verwirrten mir die Sinne. In das Dunkel der hohen Eichen, welche die Anhöhe hinaut nicht fern von meiner Wohnung standen, fielen einzelne, heller schimmernde Stralen. Ich versenkte mich lange und tief in dieses Dunkel und in diesen Glanz. Allmählich näherten sich die Stralen und schmelzten in einander. Plötzlich stieg daraus eine Gestalt empor, die mich wunderbar ergriff, und mit sich weghob. Ich konnte ihre Züge nicht deutlich erkennen, es waren nur leichte Umrisse, die in jedem Augenblick verloschten und sich wieder bildeten. Es schien aus ihrem ganzen Wesen ein verzehrendes Feuer hervorzugehen, das die ergriffenen Gegenstände mit lieblicher Süssigkeit an die Granze der Vernichtung führte. Immer höher schwebte die Gestalt empor, immer ferner zog sie meine Seele mit, immer mehr verlosch ihr

Glanz. Nun verschwand sie unter den Gestirnen. Ich sah sie nicht wieder. Ach! wie sogen meine Augen von nun an mit Wehmuth die Stralen der himmlischen Lichter bei Nacht. Oft füllten sie sich mit Thränen, hefteten tief versenkt an jener Stelle, wo die wunderbare Erscheinung sich ihnen entzog; sie kehrte nicht zurück. Aengstlich suchend schweiften dann meine Blicke in den hohen weiten Räumen umher, geheime Schauer durchzitterten alle Glieder, ich bedeckte mein Gesicht mit den Händen, ich rief laut nach dem unbekannten Gegenstand meiner Sehnsucht."

„Diese Gefühle waren mir seit einiger Zeit fremd geworden. Jetzt kehren sie wieder, da Du entfernt bist. So trug ich noch kein irrdisches Bild in meinem Herzen, wie das Deinige. Sieh! wenn mich das göttliche Feuer in einer

heiligen Minute der Erinnerung wieder aufs neue durchdringt, das mich in Deinen Armen umglühte, wenn ich in Deinem freundlichen Blick wieder meine Sinnen verwirre, dann rufe ich aus: so lasst mich sterben! Die Welt hat keine Freuden nach diesen."

"Sey mein Freund, der treue Bewahrer meiner tiefsten Geheimnisse. Wenn Du mich verrathen könntest! Du bist der Einzige, dem ich das Innerste meines Herzens eröffnet habe. Du sollst der Einzige bleiben. Es sind erst wenige Tage, seit Du weg bist, und die schreckliche Gewalt dieser Trennung beugt mich schon so mächtig nieder. Wenn ich nun Wochen, Monate lang Deines süssen Anblicks entbehren soll? Ich begreife nicht, wie sich dies sehnende Herz erhalten kann! — Es kommt jemand. Ich drücke Dich fest an mich. Denkst Du auch meiner?" —

„Der leidige Besuch ist weg. Da lese ich wieder, was ich vorhin geschrieben habe, und es kommt mir alles so trocken, so kalt vor, gegen die glühenden Empfindungen in meiner Brust. Ich bin unentschieden, ob ich das Blatt abschicken soll. Doch was würde das ändern, wenn ich auch ein zweites anfienge. Wer kann sein Gefühl beschreiben?"

III.

N —

Nach dem heutigen Paket, das ich von Dir erhalte, scheinen Dir meine beiden Briefe von hier noch nicht zugekommen zu seyn.

Du hast recht, über die gewöhnliche Frechheit des Pobels zu zürnen. Wohl geschieht es, dass wegen eines ähnlichklingenden Tons manchmal einer der Aermsten vermessen genug ist, sich dem überschwenglich Reichen gleich zu dünken. Der Herrliche würde mit seinem Glanz und Gewicht den Sünder sogleich vernichten, wenn dieser den Sinn hätte, jenen hohen Geist in seiner Ueberschwenglichkeit auch nur zu ahnen.

Aber

Aber so lebt der Beschränkte in fröhlichem Dünkel dahin. Lassen wir ihm diese Freude. Alles Bemühen ihn zu erheben, wäre vergeblich. Das Kostbarste, was man ihm darreichte, bliebe von ihm unerkannt; für ihn hätte es gleichen Werth, mit seinem übrigen gehaltlosen Flitterwerk.

Nur von der schöpferischen Künstlerseele wird das Werk der andern ganz begriffen. Der Held versteht des Helden Thaten. Darum ist Alexander an dem Grabe Achillens so wunderbar gerührt, und Cäsar vor dem Bild Alexanders.

Deine Bemerkungen über das Wesen des Dichters haben mich ebenfalls sehr gefreut. Alle Elemente der Menschheit bewahrt die Dichterseele rein in sich; und hat die Gewalt, nach Gefallen damit zu schalten. Darum steht sie auch

auf der Höhe, von wo sie alles überschaut. Kein Berg mehr über ihr. Nur Plane und minder hohe Hügel um sie. Allseitigkeit im Blick und im Bilden ist der Karakter der grosen, wahren, unvergänglichen.

Während ich hier schreibe, sieht mir Lander über die Schulter und lächelt. Hebt nur die Dichter nicht zu weit hinauf, sagt er mir ins Ohr. Ihr müsst euch ja sonst auch unter den blosen Spielwerken dieser hohen Herrn begreifen.

IV.

N —

Es ist wohl schon hundertmal gesagt worden, dass abgeschmackte Konvenienzen uns oft die schönsten Genüsse entzögen. Mir kommt es aber vor, als ob der Kampf mit den Hindernissen, welche uns diese angenommenen Meinungen und Gewohnheiten entgegenstellen, gerade zum Würzen da sey. Wenn man nämlich Kraft genug hat, sich nicht sklavisch binden zu lassen. Dies erwarte ich nun von keinem Manne, den die Natur mit einer gesunden Organisation des Körpers und Geistes begabte.

Landers Tante hat ein niedliches Kammermädchen. Ich hielte mich immer von dem lieblichen Wesen entfernt,

um der alten Dame kein Aergerniss zu geben. Schon mehrmals war ich in Versuchung gerathen, wenn es so flüchtig in den Zimmern meiner Nachbarschaft hin und her trippelte, etwas nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Aber ich wollte, wie gesagt, keine sogenannten Schwächen zeigen.

Heute trafen nun gerade einige Umstände gar wunderlich mit meiner Laune zusammen, und — und —

Nun wohl! Ich lag im Fenster und sang, mit hohem Jubel, freudige Töne nach dem Wäldchen hinüber. Diese quellen oft bei mir unwillkührlich aus dem erschütterten Inneren hervor. Plötzlich zeigt sich das Köpfchen des freundlichen Wesens aus dem offenen Fenster des Seitenzimmers. Es verschwindet wieder schnell. An seiner Stelle kommt ein voller, runder, frischer Arm hervor,

und giesst in leichter Schwenkung etwas Wasser aus einem Glase. Dem schönen Arm knüpfen sich die Bäder an von der reizenden Fülle aller übrigen Formen der beweglichen Gestalt — Ich gieng eben in das Seitenzimmer, und jene rigorösen Vorsätze lössten sich bei der zauberischen Gegenwart in einigen Küssen gar freundlich auf.

V.

N —

Da habe ich in unserer Nähe die Bekanntschaft eines Philosophen gemacht. Landers Tante stellte mir ihn unter diesem Titel vor. Sie entsagt, um seine Gesellschaft, allen übrigen Freuden der Welt. Der gute Mann ist blind, er verlor im zehnten Jahr sein Gesicht. Wir haben recht vernünftige Diskurse zusammen geführt. Er beschäftigt sich vorzüglich mit Erziehung des Alters und der Jugend; mündlich sowohl, als in Schriften.

Bei andern Leuten bewirken gewöhnlich die vermehrten Jahre, Abstumpfungen und sonstige Schwächen, dass ihre Handlungen mit den goldenen Sprü-

chen, welche sie im Munde führen, noch so nothdürftig zusammenstimmen. Bei ihm hat es der Staar gethan. Es giebt nichts Unvergleichlicheres, als ihn über die Eitelkeit der Welt sich ergiessen zu hören. Wenn doch nur alle Menschen frühe schon so vernünftig dächten, als er! Schwatzten nicht seine antiken und modernen Kollegen immer auf dieselbe Art?

O ihr wahren Dichter, wie seyd ihr mir doch verehrt, mit eurer bewussten, himmlischen Kindheit, mit eurer hohen Toleranz! Ihr lasst jeden handeln und sprechen nach seiner Individualität. Ihr vermesst euch nicht, die ganze bunte Menschenwelt nach Einem elenden, lockeren Moralschnürchen Marionettensprünge machen zu lassen. Jede Lage, jeder Stand, jedes Alter, jede Kraft haben bei euch ihre eigene Moral. Aber

dies ist doch nur Eine, Ewige, Geheime, nicht in einer Formel ausgesprochne.

Petrarca, Du tieffühlender Sänger, Du hell Herausgehobener des düstern Mittelalters, Du Weiser mit der umfassenden Gelehrsamkeit, wie konntest Du in späteren Jahren, Dich und Deinen Bruder verdammen, "dass ihr, als junge Leute, so gerne nach der Mode recht zierlich gekleidet, mit engen Schuhen hättet einherschreiten mögen; da sich solche Eitelkeit für einen besseren Geist nicht schicke?"

Wie Du darum ein Verdammungsurtheil sprechen konntest? Du? Ein Sänger? — Doch, Du sangst auch nur Sonette auf Deine Laura.

VI.

N —

Also Luisens Liebe interessirt Dich. Ich soll sie nicht so leicht behandeln? Sage lieber: wohl Dir, wenn Du das kannst, und doch ein Herz und Sinn hast in den heiligsten und leisesten Berührungen einer hohen Liebe zu erbeben.

Ich bin heute zum Schreiben nicht sehr aufgelegt, und will doch den Posttag benutzen. Lese darum einstweilen die Beilage von Luisens Hand.

„Ich hatte ein kleines Andenken zugerichtet, welches Du täglich tragen könntest. So hoffte ich mir den lieben Gedanken zu unterhalten, dies müsse doch wenigstens jeden Tag einmal Dei-

nen Sinn nach B. lenken. Nun wage ich nicht, es Dir zu schicken, aus Besorgniss, es könnte wohl leicht irgend ein Misverstandniss dadurch veranlasst werden. Komm lieber, und hole es Dir selbst. Dann empfangst Du es aus meinen Händen. Das ist doch auch etwas werth, nicht wahr?"

"Erinnerst Du Dich noch jenes Tags, als ich Dich zuerst sah? Welchen Eindruck Dein erster Blick in meinem Herzen zurücklies! Ich sass bei Tische Dir gegenüber. Welche ungewohnte Freude verwirrte mich, wenn der holde Stral Deines dunkeln, geistigen Auges auf mir ruhte. Als nun mein Bruder von Deiner Begleitung nach Hause kam, und mir Dein Urtheil über mich sagte — doch, meine Freude darüber hat sich jetzt sehr gemässigt. Ich bemerkte aus einem Deiner Gespräche,

dass Du Dich dieses Urtheils gar nicht mehr erinnertest. Und ich kann doch so Dich lieben, wie ich Dich liebe?"

"Wirst Du nicht die Freunde von N. begleiten, wenn sie zu uns kommen? Ohne Dich wird mir jede Freude peinigend. Ich habe Dir so viel zu sagen. Die Urtheile, die ich über Dich habe hören müssen! — Wie sie berechnet waren, mich von Dir abzuziehen! Doch sieh! das ist ja unmöglich. Du, Du selbst bist nicht im Stande, mich von Dir zu entfernen. O Du weisst nicht, wie uneigennützig ich liebe!"

VII.

N —

Lieber Gustav, oft überfällt mich das Gefühl von der Jämmerlichkeit des Menschenlebens auf eine fürchterliche Art. Das ewige Einerlei! Diese peinigende Schreckgestalt. Immer verschlingend, immer gebahrend Dasselbe! Kein Ende, kein Widerhalt in dem weitgehöhlten Abgrund des treibenden Wirbels!

Es ist mir schon manchmal wunderbar zu Muthe gewesen, wenn ich dort den Weg zu dem Garten hinausgieng; und durch das Wäldchen auf die freie Anhöhe kam, wo ich mich lagerte. Ich überschaute rings umher eine weite Fache, die vor mir ausgebreitet war. Die Blicke ruhten auf dem herr-

lichen Amphitheater der Bergkette, welches der bläuliche Aether zart und gross umsäumte. Dann durchschweifte das Auge flüchtig alle die Dörfer, Städte und Flecken dieser Landschaft. Die Geschöpfe, welche sich jetzt darin umhertreiben, und die sich vor Jahrhunderten und vor Jahrtausenden mögen darin umhergetrieben haben, standen lebendig vor mir.

Was hatte denn die ganze Emsigkeit zu bedeuten, fragte ich mich? Wollten sie viel mehr, als mit dem, was sie Verstand nannten, ergrübeln: wie man dort unten in dem Gewühl sich lange genug hin und her drängen, und Freude dabei haben könne? Und doch scheint diese jeden meist nur im Wunsche zu necken.

Dann erhob sich das Auge über die hohen Gebirge hinweg. Jenseits wie-

der Flecken, Städte und Dörfer! Belebt durch dieselben Geschöpfe, von gleichem Thun und Wesen! Dieselben Figuren! Dasselbe Spielzeug!

Was für Fleckchen an diesen da? — Also doch anders, als drüben? Lächerlich! Ein Paar bunte Läppchen, di ganze Veränderung. Alles, alles dasselbe auf der ganzen Kugel? Wir fänden nie Anderes in dem ewigen Zirkel? Nirgends? Weder in alter, noch in neuer Zeit? — Doch, doch! Alles anders, und doch Dasselbe. Dies recht zu erkennen, und sich dabei zu befriedigen, dies ist wohl das grosse Geheimniss.

VIII.

N —

Wirklich war eine Krankheit die Ursache, dass ich Dir in so langer Zeit nicht schrieb. Die gute Luise hatte mit Dir gleiche und bestätigte Ahnungen. Lander und seine Tante pflegten mich treulich. Ich kann noch nicht viel schreiben; deswegen magst Du Dich unterdessen mit einigen Briefen von Luisen unterhalten:

"Könnte ich Dich nur einen Augenblick sehen! Ich bin in grosser Besorgniss. Denke Dir, ich erwache eben aus einem schrecklichen Traum. Du warst krank. Ich hatte nur den einzigen Wunsch, Dich warten, Dich pflegen zu dürfen. Erhalte ich morgen kei-

neu Brief von Dir; so weiss ich mich in meiner Angst nicht zu fassen. Ich muss aufhören. Ich umarme Dich."

* * *

Morgens.

"Es ist acht Uhr. Ich habe nicht geschlafen. Es ist mir nicht wohl. Ich weiss selbst nicht, wie mir ist, wie ich lebe. Wer die Qualen der Liebe kennt, versteht mich. O wie hängt doch mein Leben, meine Freude, mein Alles an Dir, an Dir!"

* * *

"Schon eilf Uhr, und noch kein Brief da. Die kälteste Zeile von Deiner lieben Hand genügt ja schon meinem verlangenden Herzen."

* * *

"Es

Nachmittags.

"Es ist entschieden, Du hast nicht geschrieben. Kannst Du fühlen, wie eine so muthwillig zerrissene Hoffnung schmerzt? Oder bist Du wirklich krank? Ich lege Dir noch das Lied bei, welches ich in der vorigen unruhigen Nacht niederschrieb."

Ach! ihr kennt die Liebe nicht!
Wer begreift das leise Beben
Meines stillgerührten Wesens?
Dessen mannichfalt'ge Kräfte
Zittern nun in Eins zusammen.
Liebe macht es so zu Einem,
Und absondert alles Fremde.
Nur die Liebe regt es ewig,
Nährt es und verzehrt es ewig,
Und der Menschen Thun und Lassen
Ausser Lieb' ist ihm Geringes.
Ach! wer kennt denn solche Liebe? —
Solche Liebe kennt ihr nicht.

Wessen Brust umfängt, wie meine,
Und bedrückt so zartes Leben? —
Durch das schauerliche Dunkel
Stürmisch trüber Mitternächte,
Wie durch jene stille Heitre
Mond - und sternenheller Nächte,
Schweift mein Sinn, nach Ihm sich sehnend,
Will sich in des Fernen Seele
Einzig mein Gemüth versenken.
Mag die enge Brust, der Körper
Leicht alsdann in Staub zerfallen!
Wer begreift denn solche Liebe? —
Solche Liebe kennt ihr nicht.

Mich umhüllt ein Nebel seltsam,
Der mich ab von allem scheidet,
Darin schweb' ich, bald erhoben
Zu der Liebe schönsten Hoffnung;
Bald versink' ich in die Schlünde
Einer schrecklichen Verzweiflung.

Jetzt aus dichten Nebels Hülle
Steigt ein lieblich Thal empor.
Rings ist alles wild verschlossen,
Mich und den Geliebten schirmend.
Wie wir in den schönen Fluren
Endlich hochbeglückt nun wandeln!

Ach! der süsse Traum verschwindet.
Menschen weckten mich schon wieder.
Wie? das ist mein Freund nicht wirklich,
Der in dieser stillen Gegend
Mich so ewig treu umschlungen,
Nimmer aus den Armen lassend?
Wie? das ist mein Freund nicht wirklich?
Alles ist nur ein Gebilde;
Das den wirren Sinnen schmeichelt;
Sich lebendig mir nun darstellt?

Ja, mein Freund ist weit entfernt.
Meine Augen sehn ihn nimmer.
Nimmer schlingen meine Arme
Sich um dessen süsses Wesen.
Mich verzehrt der Gram und Liebe.

IX.

N —

Lange kann ich nicht mehr hier bleiben. Es wird mir so ungeduldig. Oft ist mir mein eigenes Treiben, so wie das des ganzen Haufens der Menschen sehr zuwider.

Habe ich Dir nicht schon einmal etwas Aehnliches gesagt, dass es mir unangenehme Empfindungen errege, wenn ich das thörichte Abarbeiten der Meisten beschaue? Sie seufzen unter dem Joch, das sie sich selbst auflegen, streben dann mit allen Kräften wieder, um es sich leichter zu machen. Da fällt nun plötzlich der Tod über sie her, ohne dass sie je über sich selbst klar geworden sind, und sie verfliegen mit ihrem

Andenken, mit ihrem Bemühen, wie der Saame des Leontodons.

Aber wir? Was haben wir denn vor diesen voraus? Dass wir wissen, wie Alles nichts ist, und uns, wie sie, doch freuen und weinen?

Lander will mich, ungeachtet meiner ungeselligen Stimmung, nicht weglassen. Ich gehe aber doch. Vielleicht werde ich an den freundlichen Ufern des Z* Sees wieder heiter. Man hat mit Luisen Veränderungen vor. Sie reist in Gesellschaft ihrer Mutter nach Paris. Ich wünsche dem lieben Geschöpfe eine freundliche Zukunft. Wir konnten uns warlich nicht ganz verstehen!

X.

N —

Da lese noch die Scheidebriefe dieser Liebe. Ihr Andenken wird mir immer heilig seyn.

"Sie kommen also nicht nach B., mein Herr? Und der ganze, abscheuliche, leere Grund, mit dem Sie Ihre zärtliche Freundin zurückstossen, ist — Ihre Laune?"

"O presse dich zusammen, armes Herz! Ueberrede dich nur das einzige, dass derjenige nicht mehr lebe, dessen Bild allein in deinem Innersten unvergänglich lebt."

* * *

"Welch ein Verlassen, welch ein Abschied war das! Meine Seele in die

süssesten Hoffnungen zu wiegen, und sie dann alle so grell abschneidend zu zernichten! Was sollte diese flüchtige Erscheinung bei uns bedeuten? Es konnte mich nicht erbittern; aber tief, schmerzlich betrüben musste mich dies Benehmen. So plötzlich wieder zu verschwinden, und auf diese Art! O wenn Du mein Leben fodertest, was wäre mir mein Leben? Und Du?"

* * *

"Ich habe die obigen Zeilen noch nicht abschicken können. Vielleicht erhalten Sie dieselben gar nicht. Ach! wie sehnsuchtsvoll habe ich Dich erwartet. Wie kindisch thöricht ist mein Benehmen."

"Vor einigen Tagen war ich im Garten. Ich pflückte einige Deiner Lieblingsblumen, und drückte sie an meinen

Mund. Lusttrunken sog ich ihre Düfte ein. Dann riss ich die schönen Blätter eins nach dem andern ab, und übergab jedes mit Thränen den Lüften zum Spiel. Aber das linderte nicht. Ich konnte nicht so das quälende Bild aus meinem Sinn reissen, und es dem Wind überlassen, damit er es weit von mir wegführe. Immer verbanden sich wieder die zerstreuten Theile in meinem Gemüthe. Die lieblichen Blumen und die Gestalt ihres Beschützers lebten wieder frisch auf. Bekannte Töne wehten mit schmerzlichem Wohlklang in meiner Seele."

* * *

"Du sagtest mir einmal, aus der Erinnerung quellen unversiegbar schöne Genüsse. Aber wenn auch das ganze herrliche Gebäude der Vergangenheit

durch den gegenwärtigen fürchterlichen Schlag völlig zertrümmert ist?"

"Ach jener süse Taumel der vergangenen Seeligkeit, will mir nicht mehr durch meine Phantasie gelingen. Der alles vergessende hochbeglückende, nur die Eine, Eine höchste Lust festhaltende Wahnsinn hat mich ganz verlassen. Wie ein alter, halbvergessner, entzückender Traum ist er von mir gezogen in ein fernes Land."

"Nein! Nein! Nie hat ein Mädchen so zärtlich und so unglücklich geliebt, als Deine Freundin. Oft ist es mir unbegreiflich — aber dann auch wieder so ganz begreiflich."

XI.

N —

Ich bin mit Dir einverstanden. Einige Handlungen, die Muth und Ueberlegung zeigen, zufallig weit greifen, verkündigen im Helden eben so wenig, als einzelne gute Produkte im Künstler, den grossen Geist. Nur die allseitigen Helden - und KünstlerSeelen verdienen allein mit Recht göttliche Geister genennt zu werden.

Morgen gehe ich von hier weg. Lander bedauert, dass die Unterhandlungen wegen des Guths nicht befriedigender beendigt wurden. Er wünschte sehr, Dich in seiner Nähe zu haben.

Vielleicht gelingt es ihm, in dem nächsten Winter, dies zu Stande zu bringen. Luise ist wirklich nach Paris gereist. Ich habe sie nicht mehr gesprochen.

XII.

L —

Gestern Abend kam ich hier an. Phöbus - Apoll hatte den ganzen Tag im reinsten Aether geschwelgt. Ich lies, als es kühler wurde, meinen Wagen vorausgehen. Die schöne Gegend, der heitere Himmel, die festliche Stille über die Landschaft verbreitet, umschwebten mein Gemüth in entzückenden Bildern. Ich hatte mich jetzt wieder losgerissen von vielem, das mir werth war. Da bedarf ich jedesmal der einsamen Stille in der freien Natur. Geheimnisvoll spricht dann mit freundlichen Tönen Himmel und Erde mich an. Ich breite meine Arme aus, und will die unsichtbaren Verwandten an meinem Herzen umschlingen, aber sie

spiegeln nur ihre Gestalten in dem Glanz der süssen Thränen, welche meine Augen erfüllen. Ich bin zu einer neugestalteten, seeligen Welt emporgehoben, die gewöhnliche ist verschwunden.

So träumte ich beglückt, auch jetzt bis in die Nähe von L. Nun erst bemerkte ich, dass ich in einen weitläufigen Park gerathen war. Er hatte schöne Parthien. Ich kam zu den Ruinen eines Amphitheaters. Etwas ermüdet lehnte ich mich an das Piedestal einer umgestürzten Säule, der untergehenden Sonne gegenüber.

Auf einmal vernahm ich aus dem nahen Gebüsche Akkorde einer Laute. Gespannt horchte ich ihrem Verhallen nach. Die Laute ertönte aufs neue und begleitete schüchtern den Gesang einer lieblichen Frauenstimme. Ich vermochte mich nicht mehr von der Stelle zu bewegen.

Wie sich die Töne in einander schmiegten! Ich ward so biegsam, wie sie. Kein vernehmlicher Athemzug regte sich mir. Meine Seele schwebte frei mit dem Gesang empor, und wurde doch wieder so wunderbar von ihm gefesselt. Jetzt erweiterte das aufs neue begonnene Thema die Brust. Die leiseberührenden Uebergangstöne spielten in neue entzükkende Welten hinüber.

Plötzlich schien die unsichtbare Sängerin von mächtigen Flammen ergriffen. Abgeschnitten, einzeln erklangen nun die Töne des aufrufenden Rezitativs. Dann schwieg sie in einer kleinen Pause. Von neuem ergoss sie darauf wieder ihr ganzes Wesen in tiefberührenden Lauten dahin. Die Verzweiflung der verschmähten Liebe hatte alle Grundfesten in ihr erschüttert. Die Töne rollten auf und ab. Die hohe Spannung liess

nach. Nur noch einzelne Hauche flatterten, kaum vernehmbar umher. Endlich erstarben auch diese.

Eine schöne weibliche Gestalt trat aus dem Gebüsche hervor. Sie schwebte vorüber. Ich sah ihr nach ohne mich zu bewegen. Sie schien mich nicht bemerkt zu haben, und war schnell meinen Blikken entzogen.

Ich weiss kaum, wie ich nach L. gekommen bin. Meine Nachforschungen haben nicht ihren Zweck erreicht. Ich muss weiter reisen; selbst ohne befriedigte Neugierde. Natürlich wollte ich die Sängerin kennen lernen. Ich erfahre aber, dass sie mit ihrer Schwester nur zum Besuch hier war, und heute früh abgereist ist. Ihre Eltern wohnen in M... Die Wellen ihrer heiligen Musik schaukeln mich noch immer schwindelnd umher.

XIII.

XIII.

Ich kann Dir nicht sagen, lieber Gustav, wie es der Künstler macht, um jenes Leben in seine Werke zu bringen, welches ihnen die Unvergänglichkeit sichert. Aber das weiss ich wohl, dass ohne dasselbe alle sein Hervorbringen, trockne Kopie seyn wird, ohne Geist. Ein solches Leben wird nur empfunden. Man kann es niemand zeigen, und in keinen pflanzen. Wer es nicht in sich fühlt, und seinen Geschöpfen einzuhauchen vermag, der ist nicht zum wahren Künstler geboren.

Ich gieng heute nach dem hiesigen weitberühmten Wasserfall, und lagerte mich demselben gegenüber. Immer be-

wegter, immer berauschter ward ich, je mehr ich mich mit vollem Gemüthe in dies ewige Sprudeln, in dies glänzende Spiel der mannichfaltigsten Farben, in diesen erhebenden Donner, in dies ganze Leben vertiefte. Mechanisch grif ich um mich, um irgend ein Instrument zu finden, womit ich die wunderbaren Bilder, die unaussprechlichen Empfindungen wieder geben könnte, die jetzt mein eigenstes Wesen ausmachten.

Man zeigte mir bei meiner Zurückkunft in die Stadt, das sogenannte vortrefliche Gemälde von dieser Parthie. Mir kam es wie die todteste Handwerksarbeit vor. Geistiger Claude Lorrain, wie anders spricht deine lebendige Seele, aus deiner todten Natur!

Aber die Gewöhnlichen betrachten ja mit so erstorbenen Augen, Menschen

und Vieh, Berge und Bäume, Felsen und Ströme, die sich darüber hin stürzen, dass sie uns darum auch nichts anders wiedergeben können, als was, und wie sie sehen. Billigerweise sollten wir auch nicht mehr von ihnen verlangen.

Ueberhaupt ist es leicht sich davon zu überzeugen, dass die Anzahl des Vortreflichen in Künsten nicht sehr gros seyn kann. Die Natur macht zuweilen in manchen Perioden eine Ausnahme. Ausserdem aber drängt sich die Bemerkung auf, dass unter den Millionen des Ganzen, und unter den Hunderten und Tausenden, welche künstlerische Darstellungen versuchen, nur Wenige mit ächtem inneren Leben das äussere zu schauen vermögen, und dass sie zugleich noch die Gabe besässen, dies auch wieder lebendig andern vorzubilden.

XIV.

S —

Einen so heiligen Tag hatte ich mir hier nicht versprochen. Der Baron M. lud mich ein, nach seinem Landguthe, eine Stunde von der Stadt. Er hat sich sehr lange in Italien aufgehalten und dort ausserordentliche Kunstschätze gesammelt. Gestern war ich bei ihm. Ich erbat es mir, mich für den ganzen Tag allein in die Gemäldegallerie einschliesen zu dürfen.

Angelo Buonarotti's und Titians, Veronese's und Correggio's Geister, und der hohe des verehrtesten Rafael Urbino umschwebten mich. Sie waren mir so nahe. Ich sah mich bebend um, horchte, und blickte wieder

scharf umher. Da fühlte ich meine Brust in wonnigem Schmerze gepresst. Es tönten vernämlich in meinem Innern die Worte der hohen Geister mir entgegen: „Diese Wohnung gibt dir Nahrung. Hier erhebe dich dein lebenlang. Tritt fürder nicht mehr unter den Haufen aus unserm heiligen Kreise. Hier sollst du ewig, so wie jetzt, begeistert zittern, und man soll deine Begeisterungen verehren".

O welch ein Abschied von diesen Heiligen! Welch ein Sprung von ihnen zu den Sündern in S... die mich wieder anredeten. Gustav! du kannst mich verstehen!

XV.

S —

Immer schweife ich noch in der hiesigen Gegend umher. Mein ganzes Wesen ist wunderbar aufgeregt. Ich fühle mich allenthalben beengt. Ich finde nirgends einen festen Halt. Ich suche einen sicheren Ruhepunkt. Da habe ich mich schon oft an den dürren Boden hingeworfen, der gierig die Tropfen einsog, welche von meinen Augen fielen. Ach! die ganze Natur erscheint mir oft wie dieser trockne, starre Boden, aus dem mir nichts entgegenpocht.

Was vermag diesen Sinn, dieses Ringen nach einem höheren schönen Leben zu befriedigen? Es lösst sich ja alles in leeren Schein auf, was für das Er-

sehnte sich gab. Kann nur die Liebe, kann nur ein Weib, dieses unendliche Streben über sich selbst verständigen? O du geheim waltende Macht, zeige mir das Mädchen, welches meine Seele erfüllen möchte! Lass mich das holde Wesen umschlingen, und schnell in dem süsen Truge vernichtet werden.

XVI.

5 —

Gustav! kannst Du mir keinen Aufschluss darüber geben, was der Mensch in der Welt eigentlich will? Wohin zielt er mit seinen erbärmlichen Tendenzen, so wie mit seinen grosen Augenblicken? Was unterscheidet selbst diese Momente von seinem übrigen Seyn? Sie sind ja weiter nichts, als ein wunderlicher Taumel. Die Natur vergönnte es einer besondern Art von Menschen, zuweilen dahin versetzt zu werden. Erhebt euch darum nicht. Was wisst ihr mehr in euerem lichten Taumel?

Ja Sophokles, du hast recht! Am besten ist es, nicht geboren zu seyn.

Aber ist man nun einmal da; so geht man eben durch das Leben hin.

Du wirst Dir wohl meine Korrespondenz verbitten, wenn ich nicht bald von hier wegkomme. Ich glaube wirklich, es muss die Gegend, oder der Himmel weiss was sonst, Einfluss auf mein Blut und meine Laune haben.

XVII.

S —

Zuweilen kommt es mir jetzt vor, als ob ich, wie durch einen Blitz erleuchtet, einen fernen, schönen, träumerischen Theil meiner Lebenszeit erblickte, welcher durch ein Gewölke von der übrigen Masse abgesondert ist. So denke ich mir, ist es dem Künstler zu Muthe,

wenn er sich aus seiner heiligen Schöpfungsstatte unter die wirklichen Menschen mischt, sie anschaut, mit ihnen spricht, isst und trinkt. Es mag ihm wohl manchmal wie auf einer Reise dünken, wo verschiedenes eingesammelt wird, das man in seiner geliebten Heimath erst ruhig ordnet, verarbeitet, sich daran ergötzt. Dies kann man nicht gut in der Fremde.

Ich versuche indessen, ruhig zu seyn. Ich bemühe mich zu zeigen, als ob ich jedesmal nur dahin gehöre, wo ich eben bin; als ob mir dies nur das angemessenste wäre, was mich jetzt umgiebt. Ich strebe danach, mich so gut auf die Gegenwart zu beschränken, als die andern, welche neben mir stehen, und von meinem sonstigen Leben keine Ahnung haben. Vielleicht erhältst du nun künftig

wenigstens keine Briefe mehr in dem Tone meiner letzteren.

XVIII.

Aus der Gegend von —

Endlich bin ich an den freundlichen Ufern des Z * Sees. Ich habe mir ein bequemes Haus gemiethet, und will den Rest der guten Jahrszeit hier zubringen. Es ist ein sehr wohlthuender Eindruck, wenn ich mein Fenster öfne, und das lebende Gewässer da unten weit hinauf und hinab und hinüber, mir in heiterer Majestät entgegenglänzt. Der Bord ist auf beiden Seiten nur aus Hügeln gebildet, die mit Weinreben bedeckt sind. Hinter denselben erheben sich fern auf der einen Seite ungeheure Gebirgsmassen

in seltsamen, erhabenen Abrissen. Einige Häupter von Gletschern ragen noch über diese empor.

Ich habe verschiedene unbedeutende Bekanntschaften unter meinen vornehmen Nachbarn gemacht. Wohl mir, dass ich ihrer nicht bedarf, um zu seyn, was ich bin und seyn will!

XIX.

Aus der Gegend von —

Freund, ich lebe manchmal jetzt, wie ein Gott, munter und vergnügt. Unterhalte ich mich auch wohl mit den Maschinen, welche mich umgeben; so ist mein Umgang mit ihnen eigentlich nur Spielwerk. Sie schweben unter mir, in einer andern Region. Da ziehe ich

mir denn zuweilen eine herauf zur Lust, so hoch es gehen will. Oder nach Laune bücke ich mich hinunter und treibe mich zwischen ihnen umher. Das Volk verwundert sich alsdann, wie man ihm so nahe, so ähnlich sey. Es bedenkt nicht, dass es nur dieselbe Aehnlichkeit ist, welche die Seele des Malers mit der plattesten Seele in dem Momente hat, wenn er diese in einer treuen Physiognomie darstellen will.

Nächstdem werde ich nun es versuchen, mich von Amor etwas plagen und beseeligen zu lassen. Ein Mädchen, das mich irgend interessirt, soll herauf idealisirt werden, und mir Stoff geben zu hoher Wonne und Quaal. Wer es nicht verstände, würde Heiliges entweiht glauben, wenn ich sage: wir müssen hierin dem Ritter des Cervantes ähnlich werden mit seiner Dulcinea.

Wie findest Du eine solche Lebensweise?

XX.

Aus der Gegend von —

Nein Freund, darin bin ich nicht mit Dir einig. Mir ist für die Nichterscheinung des Aechten, einiger Verfalscher wegen niemals bange. Der Künstler, dem es gegeben ist, wird aus der ganzen Ueberschwemmung von Mittelmässigem hervortretten. Er wird da seyn mit seinen Geschöpfen, ewig, angebetet, zu aller Zeit und von allen Geschlechtern, die den Sinn dafür haben. Er findet das Unwandelbare, in allen Formen als schön Erkannte, der Natur auf. Er giebt das wieder; aber neu und herrlich von ihm geschaffen.

Gewiss sind jene nicht die wahren Jünger, welche ängstlich eine Geschmacksregel erst aufsuchen, und zweifelnd darnach arbeiten. Wie sich der Gottbegabte eben jetzt überströmt fühlt; so wird er die überirrdischen Offenbahrungen schnell in vernehmliche Zeichen aufzufassen streben. Manche himmlische Blüthe mag wohl, keinen ausser ihn ergözend, wieder von der Erde verschwinden; weil er eigensinnig oder nachlässig, dieselbe unangedeutet, plötzlich, geheimnisvoll, wie sie entsprossen war, in seinem Innern ersterben lies.

Auch in der Wirklichkeit schöne, grose Thaten zu thun, drängt oft wohl des hohen Dichters muthigen Geist, und macht ihn edel unzufrieden. Aber wo diese weitgreifend, Nationen erschütternd geschehen können; da ist nicht seine rechte Stelle. Die Natur hat ihn anders-

wo hingewiesen. Die mancherlei Nebendinge, welche dort noch damit verbunden seyn müssen, sind nicht für ihn. Er soll in sich zurückkehren, die Thaten in seiner Seele thun, und nun andern singen, wie man sie schön und edel verrichte.

XXI.

XXI.

Aus der Gegend von —

Gestern hatte ich eine angenehme Ueberraschung. Schon am Tage nach meiner Hieherkunft, machte ich die Bekanntschaft eines sehr wackern, schlichten Mannes. Er war ehmals Obrist in französischen Diensten, und hat seine Entlassung genommen. Oefter lud er mich schon herzlich ein, ihn auf seinem Landguthe zu besuchen. Es liegt auf der andern Seite des Sees. Ich fuhr gestern bei Sonnenaufgang hinüber. Längs dem Fuse der höheren Bergreihe vor mir, hatte sich eine neblichte Masse in Gestalt eines kolossalischen Gürtels erhoben. Mit stiller Betrachtung lag ich in meinem Kahn. Eine kühle Luft erfrischte mich

zu dem freieren Genuss des neuen Tags. Hier und da wurden jetzt in dem Nebelgürtel einzelne Punkte dichter. Immer mehr sonderten sich die kleinen Massen ab, und strebten empor in blendendweissem Glanz. Leichte, wolkigte Dämpfe, schweiften sie nun durch die höheren Lüfte, und erhaben belebend trat die heitere Sonne hervor. Ich erinnerte mich eines alten Lieds, das mir jetzt wieder aus der Seele quoll:

Rudert lässig, schweigt ihr Schiffer,
Wiegt mich stät dahin!
So ist meines Herzens Wille,
Alles gönnt mir diese Stille,
Schiffet sanft dahin!

Wundersam ist doch der Wechsel
In des Menschen Brust!

Heut kann ihm nur Sturm genügen;
Morgen ruhiges Vergnügen,
Stiller Liebe Lust.

Aber höh're Mächte lenken
Stets der Menschen Bahn.
Hat sich mir ein Zwist erhoben;
Säuftiget das innre Toben
Götter, hört mich an!

Und ihr Schiffer rudert lässig;
Wiegt mich stät dahin.
Das ist heut des Herzens Wille,
Alles gönnt mir diese Stille,
Schiffet sanft dahin!

Der Obrist freute sich meiner Ankunft. Sein Wohnhaus ist artig eingerichtet. Er hat ein Paar liebe Mädchen von seiner verstorbenen Frau. Ich wurde vormittags mit allen seinen zweck-

massigen Einrichtungen bekannt gemacht. Nach dem Essen trug er mir an, mich bei einer heiteren Familie einzuführen. Er setzte hinzu, dass es ihm fast tägliches Bedürfniss geworden sey, in ihrer Mitte zu leben. Sie wohnt eine Viertelstunde von ihm. Wir giengen hin. Der ganze Weg längs dem Ufer des Sees ist mit zwei dichten Reihen von Obstbäumen eingeschlossen. Als wir in den Garten gekommen waren, welcher die Hinterseite des grossen Gebäudes umgiebt, hörten wir aus den offenen Fenstern die Töne einer Harfe, welche vortreflich gespielt wurde. Ich fragte meinen Begleiter: wer der Spieler wäre? Leonore, war seine Antwort, die älteste Tochter des Barons. Sie singt noch treflicher, als sie spielt. Die Musik lies sich nicht weiter hören.

Wir stiegen die Treppe hinauf, und traten in einen Saal, der mit vielem Geschmack eingerichtet war. Es befand sich niemand darin. Eine Harfe stand neben einem Flügel. Ich setzte mich nieder, und fieng an, zu phantasiren. Eben gerieth ich etwas in Begeisterung, als zwei Frauenzimmer hereinkamen. Der Obrist machte mich Fräulein Minchen, der jüngeren Tochter des Barons, und Leonoren bekannt. Ich blickte die Letztere betroffen an. Wo ich nicht irre, sagte ich, sah ich Sie neulich in dem Park zu L . . . ?

Wir hielten uns einige Zeit in L. auf, erwiederte sie; aber ich entsinne mich nicht —

Wohl möglich! Sie verschwanden so schnell. Ich war noch still an meinen Platz geheftet. Nicht die leiseste Bewegung verrieth mich. Ihr Gesang,

wie Ihre Erscheinung, waren kurz; aber der Eindruck von beiden um so bleibender.

Leonore ersuchte mich, in meinem Spiel fortzufahren. Es war mir unmöglich, mich an etwas festzuhalten. Ich schweifte verwirrt durch alle harten und weichen Tonarten. Die Mutter der Mädchen kam. Diese Unterbrechung war mir erwünscht. Wir unterhielten uns leicht und angenehm. Sie hat jene Sicherheit und wohlgefällige weibliche Anmaasung in ihrem Ton, welche Frauen von Verstand und heiterem Sinn, die mit vielerlei Menschen umgiengen, eigen sind. Der gebildete wie der rohe Mann zeigt gewöhnlich in dem Umgange mit solchen Frauen, die Anerkennung einer gewissen weiblichen Superiorität. Männer der letzteren Art, beweisen dieselbe, wie man sagen könnte, aus natürlicher Galanterie.

Den Baron habe ich nicht gesehen. Er war verreisst. Ich sang vor dem Weggehen noch ein Duett mit Leonoren. Meine Töne waren unsicher. Welche Tiefe der Empfindung Leonore in ihrem Gesang zeigte! Nach ihrer Unbefangenheit, ihrem Frohsinn in der Unterhaltung hätte ich dies nicht in so hohem Grade erwartet. Freund, sie ist ein treffliches Mädchen! Die Offenheit, Klarheit, Bestimmtheit ihrer Urtheile haben mich lebhaft angesprochen. Sie hat eine sehr gut gebaute Figur, viel Lebendiges in dem heiteren, blühenden Gesicht.

Der Obrist bewegte sich stets um sie her. Ich sah noch nicht diese Freundlichkeit in seinen Mienen. Liebt er sie wohl gar?

Sanft erhellte der Mond die laue Nacht. Mit einem tiefen Traum, mit

einer neuen zauberischen Welt im Herzen, lag ich in dem Kahn, welchen leise bewegt, die Wellen über den See schaukelten.

XXII.

Aus der Gegend von —

Du wirst lächeln lieber Gustav. Aber Dir vertraue ich dessen ungeachtet meine ernstlichen Kindereien. Du hast den Sinn, sie zu verstehen.

Hinter meiner Wohnung erhebt sich ein kleiner Hügel. Auf der Spitze desselben stehen einige Kastanienbäume, unter welchen in einem halben Zirkel Rasenbänke angebracht sind. Seit meiner Zurückkunft von dem jenseitigen Ufer, richtete ich, ohne darüber zu sin-

nen meinen Spaziergang täglich nach den schattigen Kastanienbäumen. Gestern fiel es mir zum erstenmal auf, dass ich nicht mehr, wie sonst, mein Lieblingswäldchen besuchte. Es war nicht nöthig, lange nach der Ursache zu forschen. Ich gestand mir bald, dass ich blind dem Trieb meines Herzens gefolgt sey. Das magnetische Gegenüber hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Ich konnte, auf meiner Rasenbank gelagert, das Gebäude am jenseitigen Ufer deutlich erkennen, welches diese anziehende Kraft in seinem Inneren verbarg.

Du erinnerst Dich noch meiner vernünftigen Periode. Damals hätte ich beinahe geglaubt, man müsse sogar mit einem Knaben von funfzehn Jahren Mitleid haben, wenn er sich in diesen Schwächen zeige. Gottlob! dass ich noch Kraft

genug hatte, mich aus dieser Verschrobenheit emporzuschwingen. Ich fühle es allmählich, dass ich wieder ganz werde, was ich seyn soll. Ich vermag mich wieder so ganz hinzugeben; kann wieder mit dem treusten, unbefangensten Sinn alles seyn, was ich bin; kann mich mir selbst überlassen.

Es war ein fürchterlicher, vernichtender Zustand, in dem ich mich zu jener Zeit befand. Jeder Genuss wurde im Keim verbittert, durch ein fremdartiges, auräsonnirtes Wesen. Ich kenne nichts wohlthätigers, als die Scheere der Atropos, wenn mich je mein Körper nöthigte, den trocknen Regeln eines fremden Verstandes mein lebendigstes Gefühl unterzuordnen.

Du erzählst mir, dass die Philosophen anfiengen zu bemerken, es gäbe über ihrem Horizont noch sehr viel Land,

und mitunter das schönste. Diese Einsicht wäre ja vortreflich!

XXIII.

Aus der Gegend von —

Das gegenwärtige Treiben meines Inneren ist mir oft unbegreiflich. Ich nehme mir alsdann vor, Beobachtungen über mein Herz anzustellen, es zu studiren.

Studium des menschlichen Herzens? — Bei diesem Ausdruck sehe ich sogleich einen langen schleppenden Zug von Menschen vor mir. Sie sind mit Instrumenten aller Art, zum zerschneiden und zerhauen ausgerüstet. Dem Zug wird etwas Verdecktes vorgetragen. Hieran sollen in einer langwierigen, fürch-

terlichen Operation alle diese Werkzeuge in Bewegung gesetzt werden.

Nein! Nein! Dieses Anschicken, dieses Studium ist nicht das rechte, um die höchste Erkenntniss zu erlangen. Ein Blitz zuckt durch meine Glieder; da werde ich mir in diesem und jenem über mich und andere so klar, wie vorher niemals, und die Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Einsicht steht unerschütterlich.

So mag es etwan dem Dichter seyn, wenn er das Innerste der Menschennatur durchdringt. Die Figuren spielen vor ihm. Er weiss es selbst nicht, wie sich der Fokus aus seinem Geiste bildet, der sie durchbrennt. Ohne Bemühung, ohne ängstliches Sinnen, erblickt er alle das innere Raderwerk, welches sie auf diese und jene Art spielen macht.

Auch ist mir der Dichter schon oft wie ein Grundeigenthümer von der ganzen Erde erschienen. Mit seinen Besitzungen geitzt er nicht. Er überlässt sie alle den andern ohne Zins. Sie mögen sich nach Lust abarbeiten und gewinnen, so viel sie vermögen. Es versteht sich aber, wenn der Herr über den Boden wegschreitet, hier und da verweilen will; so schaltet und sammelt er, wie es ihm jetzt gefallt.

XXIV.

Aus der Gegend von —

Länger vermochte ich mich nicht mehr zu halten. Ich musste hinüber. Ein ärgerlicher Nachmittag!

Ich komme an das Haus des Obristen. Alles verschlossen. Bedächtig

schleiche ich durch die Allee. Von ferne zeigt sich kein Mensch, weder um noch in dem Hause des Barons. Ich klingle an dem zugemachten Thor, zweimal, dreimal. Endlich kommt ein altes kleines Männchen zum Vorschein. Ich frage nach dem Baron; es versichert, dass die Herrschaften das Land verlassen hätten, und wieder in der Stadt wohnten. Ich starrte den Pygmäen an.

Alles wird doch durch die Gewohnheit langweilig. Ich konnte bei meiner Zurückfahrt weder dem See noch seinen Ufern irgend mehr Reitze abgewinnen. Ich begreife nicht, dass die Leute schon so frühe nach der Stadt gehen. Es ist mir wirklich leid. Die Familie hat mir den hiesigen Aufenthalt werther gemacht.

Unter andern! Lander schreibt mir, Luise sei in Paris verheirathet.

Ihre Mutter hat sie so weit gebracht.
Adieu! lieber Gustav!

XXV.

Aus der Gegend von —

Ein ganzes Paket Deiner Briefe liegt mir recht gelegen ausgebreitet da auf meinem Tische. Es ist mir lieb, dass Du mich so beschäftigst. Ich muss Dir auf mehrere Punkte antworten.

Gewiss wohnt eine göttliche Seele in unserm T... Du hast mir ihn wieder lebendig hier an meine Seite gestellt. Wie mächtig erhaben ergreift die edle Jugendgestalt seines herrlichen Genius! Unabwendend richtet sie den Blick nach dem höchsten, alleinzigen Punkte, von welchem aus tausendgestaltig das Reine,

Lebendige sich entfaltet. Dies ist des Kunstgeweihten würdig.

Aber auch von seinen Opfern steigt die Flamme ergötzend empor, die kräftigen Funken blitzen zündend umher, und wollüstig berauschen die süsen Düfte. Nahre nur immer die himmlische Flamme, du heiliger Priester! Nichtachtend des thörichten Pöbels, vertraue die göttlichen Geheimnisse nur dem Bruder. Leise berührt er Dir die keusche Hand, und drückt sie leise, in hoher Harmonie verschmilzt sein Wesen in dem Deinigen.

Schon vegetirte ich einige Zeit in völliger Indolenz. Ich kam mir da vor, wie ein reicher Landbauer, der überrechnet hat, er dürfe nun für weiter nichts mehr sorgen, als den bequemsten Ort zu finden, wo er zur Sommerszeit von der kühlen Luft befächelt werde und

im Winter sie sicher vermeide. Der geheime Geist der Welt und sein Wirken in mir, kümmerten mich wenig. Da riefen mich T . . s eingreifende Töne wieder auf. Da kam er mir mit seinen treflichen Gaben entgegen. Die herrlichen Blüthen und Früchte ergötzten und stärkten zu frischem Leben.

Du scheinst es als eine zu lösende Aufgabe zu betrachten, dass der Dichter das ganz darstelle, was er fühlt. Aber dies ist nirgends möglich. Er vermag nur anzudeuten das Unaussprechliche, das Undarstellbare, wie es wirklich in seinem Inneren lebt. Er streue immerhin seine himmlischen Räthsel unter lieblichen Bildern in die Welt. Sie werden die Hohen und Niedrigern ergötzen, je nach dem sie es zu fassen vermögen.

O ich halte unsern T . . fest umschlungen! Wir werden uns immer er-

kennen, unter welchen Gestalten wir uns auch erscheinen mögen, wenn auch ein dichter Schleier uns für die Ungeweihten völlig unkenntlich machte.

In Deinem letzten Briefe beklagst Du, dass T...s Zürnen, seine leidenschaftliche Ereiferung im Grunde nichts mehr, als ein Spiel zu seyn schienen. Aber sind die Leidenschaften wirklich etwas anders, und dürfen sie etwas anders überhaupt seyn, als Spiel, für den Günstling der Kunst? Ist dies nicht ein Hauptmerkmal, sind sie nicht eben um dieses Vorzugs willen den grosen Göttern zu vergleichen, die erhabenen Künstler? Sie werden in ihren Darstellungen von allen Leidenschaften fortgewirbelt, so mächtig wie keine andern auf Erden; und doch sind sie nicht davon bezwungen, herrlich besonnen — spielten sie

nur zur Lust. Der höchste Standpunkt! Menschliche Gottheit!

XXVI.

M —

Sey nicht eitel auf Deine Divinationsgabe, lieber Gustav. Wirklich war es nicht schwer vorauszusagen, dass ich auch nach der Stadt gehen würde. Nun ja, ich bin also jetzt gleichfalls in der Stadt. Man soll hier einen angenehmen Winteraufenthalt haben können. Ich höre von erträglichen Konzerten, mit Bällen abwechselnd. Auch richten sie wieder ihr Liebhabertheater ein. Ich bin zur Theilnahme daran aufgefodert worden.

Nun habe ich noch zwei Glieder der lieben Familie kennen gelernt, den

Vater und die Tante der Mädchen. Die Leute sind sehr zuvorkommend, man ist sogleich bei ihnen zu Hause. Als ich vorgestern zum erstenmal in der Stadt sie besuchte, gelang mir das Klavierspielen etwas besser, als auf dem Landgute. Ich war mit ganzer Seele in den Tönen. Leonore stand mit dem Obristen an dem Fenster, als ich anfieng. Kaum hatte ich die Tasten berührt, so näherte sie sich dem Klavier, und nahm ihren Platz dicht daneben. Im Blick glaubte ich bemerkt zu haben, dass sich der Obrist bemühe, sie durch seine Unterredung, am Fenster zurückzuhalten. Minchen setzte sich auch herbei, auf die andere Seite. Die Mädchen zeigten Sinn für die vorgetragene Musik, wie ich nachher aus ihren Urtheilen bemerkte.

Es ist sicher! Alles verkündigt bei dem Obristen den schmachtenden Lieb-

haber. Wie er sich beständig um sie her bewegt, mit dem freundlichsten Karrikaturgesicht, das ihm möglich ist! Wie er sich bezwingen muss, um sie nicht immer mit seinen plumpen Händen zu betasten! Ich glaube gar er ist ein alter Wollüstling. Die Vertraulichkeiten, welche er sich als Hausfreund erlauben darf, sind mir in den Tod verhasst. Dann hängt er wieder so an ihren Augen, hascht so lechzend nach jedem ihrer Blicke, wie ein auf den Sand geworfener Fisch nach seinem Element.

XXVII.

M —

Ich Ueberglücklicher! — Das Schauspiel kommt in Gang. Die Leute setzen Zutrauen in mich. Der Obrist interessirt sich sehr für dies Vergnügen. Ich glaube sogar, er macht den Regisseur. Und ich erhalte die erste Liebhaberrolle mit ihr? Mit Leonoren?

Bist Du etwan Deines Siegs so gewiss, Alter? Nimm Dich wohl in acht! denke nur an das einzige, den Unterschied der Jahre. Hast Du nicht schon beinahe ein halbes Jahrhundert gelebt? Und Leonore ist ein Mädchen, ein junges, lebhaftes Mädchen. Ich glaube Du hast die Rollen schlecht vertheilt, Alter.

Treflich! Treflich hast Du sie vertheilt.

XXVIII.

M —

Mit dem abgeschmackten Triumphiren zum voraus! Es ist recht, dass wir gewöhnlich darauf gedemüthigt werden.

Das Schauspiel ist gegeben. Ich habe mit einer Wahrheit dargestellt, mit solcher Wahrheit — Und Sie? Um derentwillen das Ganze Bedeutung für mich hatte? — Sie that und sagte eben, was die Rolle so mit sich brachte; die Augen niedergeschlagen, etwas verlegen geantwortet und so weiter. Aber doch angeblickt, angeblickt hat sie mich einigemal, als ich in den höchsten Momen-

ten des Affekts vor ihr stand, dass ich beinahe aus aller Fassung kam, und nicht mehr recht wusste, was ich sprach.

Es lag so eine unschuldige Verwunderung in ihrem Auge. Sie blickte mir die Worte so verständlich in die Seele: „aber Mensch, was thust du? Wer bist du? Woher kommst du? Aus einer andern Region herab?“

Das Spiel war vorüber; in Täuschung aufgelösst, was ich gehofft, geträumt hatte. Der Obrist umschlich Sie. Es schien mir, Sie sey ihm freundlicher, als je. Ueber sein Gesicht verbreitete sich ein triumphirender Glanz.

XXIX.

M —

Freund, Sie ist Kokette. Dies giebt mir den Schlüssel zu Ihrem ganzen Betragen. Dass ich das nicht beim ersten Blick sahe, ich Kurzsichtiger! Dass ich das nicht voraussetzte! Ich begreife gar nicht meine Verblendung. Habe ich nicht schon oft bei sehr jungen Mädchen bemerkt, dass ihnen das Kokettiren ganz natürlich zu seyn schien? Unterhielten sich mehrere Männer spielend mit ihnen; so suchten sie, jeden sich gleich verbindlich zu machen, jeden zu überlisten und ihm die Meinung beizubringen; er sey der am meisten geliebte. Ist es zu verwundern, dass sie, erwachsen, diese Kunst meisterhaft ausüben?

Ich war in drei Tagen nicht in des Barons Haus gekommen. Heute durfte ich die Mädchen gewiss in dem Konzerte erwarten. Ich fand den Obristen nicht da, und hörte, er sey verreist. Hättest Du mir wohl die Schwachheit zugetraut, dass ich darüber im Inneren jauchzte? Genug, ich gestehe sie Dir.

Meine Hofnung, jetzt ungestört mit Leonoren sprechen zu können, wurde erfüllt. Mit ihrer anziehenden, einzig lieblichen Offenheit sagte sie: Sie halten Ihr Versprechen nicht.

Und welches?

Uns oft zu besuchen.

Es ist manchmal nöthig auch den Schein von Zudringlichkeit zu vermeiden.

Sie lieben vielleicht nicht die Gesellschaft des Obristen. (Freund diese ersten Linien!) Er ist freilich unser täglicher Besuch. Schon mehrern Leuten

war es nicht angenehm, ihn so oft bei uns anzutreffen.

Nicht angenehm?

Ganz und gar nicht. Unlängst besuchte ein gewisser Offizier unser Haus, welcher den alten Herrn durchaus nicht leiden konnte.

Vielleicht waren nur manche Beziehungen Ursache, dass jenem das Zusammentreffen mit dem Obristen unangenehm seyn mochte.

Ich verstehe Sie nicht.

Vielleicht beneidete der Offizier das Glück des Obristen, Sie, wie man allgemein sagt, bald als seine Verlobte öffentlich ankündigen zu dürfen.

Beurtheilen Sie die Menschen nach öffentlichen Gerüchten?

Ich pflege selbst zu sehen, und dann zu urtheilen. Es trift sich wohl, dass dies zuweilen mit der allgemeinen Stimme übereinkommt.

So?

Du kannst Dir den Nachdruck dieses so? denken. Unser Gespräch war zu Ende. Siehst Du nicht auch in dieser Unterhaltung ein kokettirendes Spiel? So allem vorzubeugen, was mir über den Obristen und den Offizier zu Gehör kommen könnte!

Nun werde ich mich ja nicht irre machen lassen. Nun wird Sie mich gewiss in Ihrem Gefolge aufführen können. Denn dies ist klar, dass Sie mich zu Ihrem Anbeter haben will. Dies ist der Grund, Ihres wohlüberlegten Benehmens, wenn Ihr ein Zug von wahrem Gefühl unbefangen zu entschlüpfen scheint.

Aber Sie soll mich nicht zum Besten haben. Wir werden sehen, Mädchen! Fein — fein — Doch ich zerreisse Deine Gewebe, und lache bitter.

XXX.

M —

Du bist nicht meiner Meinung, die ich Dir in dem letzten Briefe äusserte? Du vertheidigst Leonoren? Stille, stille Freund. Ich bin schon besonnener. Ich fürchte, Sie hat noch einen mächtigeren Vertheidiger, als Dich, in mir selbst.

Es scheint, Du wollest mich etwas zerstreuen, indem Du verschiedene Gegenstände berührst, die mich sonst sehr interessirten. Ich will Dir zeigen, dass ich für Deine Fragen über Kunst und Philosophie wenigstens den Sinn noch nicht verloren habe.

Du hast recht, die in manchen Hinsichten nahe Verwandtschaft des künstlerischen und philosophischen Gei-

stes zu behaupten. Natürlich, jene unterscheidende, wunderbare Göttergabe des ersten abgerechnet: denn über ihre Produkte spekulirt auch der tiefsinnigste Philosoph mit Bewunderung.

Aber gewiss wird derjenige, welcher ein philosophisches System in seinem eigentlichen Wesen zu ergründen, das Allgemeine klar und kräftig zu fassen, nicht vermöchte, auch bei dem Studium eines Kunstwerks dieselbe Schwäche und Beschränktheit zeigen. Ihm werden die geheim verbindenden Fäden unerkennbar bleiben. Er wird in den höchsten, allgemeinsten Beziehungen nur immer etwas Spezielles erblicken; sich zu dem wahren Punkt nicht hinaufheben können; seiner verkrüppelten Natur, seinen angelernten Grundsätzen gemäs, die verkehrtesten Anwendungen machen. So wenig er ein philosophisches System

zu bezwingen vermag; eben so wenig begreift er das allgemeine Leben in den Geschöpfen des Künstlers. Seine Worte darüber sind leere Worte, gehaltlose Formeln.

Ich freue mich, dass Du anfängst, jene Systeme in gewisser Hinsicht, wie die Produkte verschiedener Künstler zu betrachten. Das Werk von einem Einzelnen ist nicht das Einzige vortreffliche, was hervorgebracht werden konnte. Auch Andere fühlten, wie Correggio, als er sein anch'io aussprach, dass sie Meister seyen. So erscheinen die philosophischen Systeme, als ehrwürdige Produkte menschlicher Geister dieser Gattung. Ihr Tiefsinn, ihr Umfang, ihre Konsequenz bestimmen unsere Achtung.

Aristoteles und Leibnitz, Kant und Spinoza sind Meister in ihrer Art; so wie Homer und Sopho-

kles, Shakespeare und Göthe in der ihrigen.

Und es werden diesen Künstlern, wie jenen Philosophen, auch künftig andere folgen, die Meister sind.

XXXI.

M —

Heute war ich in dem Hause des Barons, und traf die Mädchen nicht an. Sie machten Visiten. Ich habe indessen grosse Lust, mit Dir ein wenig über die Familie zu plaudern. Da konntest Du die Hausgenossen näher kennen lernen.

Der Baron ist für seine Jahre noch rüstig, von einem ausserst ehrlichen Menschenschlag. Er lässt alles in der wirk-

wirklichen Welt gehen, wie es gehen mag. Doch liebt er sehr, bei einem guten Glase Wein jemand um sich zu haben, mit dem er, ohne alle weitere Konsequenz, die Welthändel ein wenig reguliren kann. Die Baronin, wie ich Dir schon sagte, ist eine vernünftige, häusliche Frau. Sie scheint ihre Töchter über die Verhaltnisse junger Mädchen zu jungen Männern unbefangen aufgeklärt zu haben. Ein interessantes Geschöpf ist die Tante, des Barons Schwester. Ich traue ihr nicht im geringsten; oder vielmehr traue ich ihr alles zu, was eine verwirrende Hinterlist unternehmen kann, um für sich Vortheil zu ziehen. Ihre Augen schimmern wie sprühende Funken, aus dem Dunkel des Allerheiligsten der Intrike. Sie war schön, und scheint nicht vergebens geblüht zu haben.

Ueber den Obristen sind mir folgende Notizen zugekommen. Er war in Frankreich verheirathet. Seine Frau stirbt, und er kommt mit einigen Kindern zurück. Mit dem Baron war er schon vorher bekannt. Seit seiner Zurückkunft wurde er der unzertrennliche Hausfreund. Leonore ist unter seinem täglichen Anblick aufgewachsen. Als sie in die Jahre der Reife trat, verliebte er sich in sie, bis zur bedauernswürdigsten Schwachheit.

Oft hat es mich schon wehmüthig gemacht, wenn ich den steifen Funfziger unter uns gelenken Jungens eine Française springen sah. Um so mehr, da man bemerkt, dass das Tanzen nie seine Sache war.

Oder gar, wie ich ihn auf dem letzten Ball erblickte. Ein Fremder hatte Leonoren zu einer Anglaise auf-

gefodert. Da sass nun der arme Gedrückte in einer düsteren Nische des Nebenzimmers. Er konnte von hier die ganze Kolonne überschauen. Ich hatte mich in einem Winkel des Saals angelehnt, und beobachtete ihn. Als das Mädchen mit dem rüstigen Jüngling leicht und scherzend dahinflog, mochte es ihn überwältigen. Er sprang plötzlich auf, trat mit verzweifelter Miene an den Tisch, wo die Erfrischungen waren, und stürzte eine ganze Flasche Wein schnell hinunter. Dies traf mich ins Innerste.

Der Mann hat Verstand. Er ist in Jahren, wo die Leidenschaften gewöhnlich nicht mehr auf diese Art toben; wo sie von verschiedenen Gegengewichten aufgehalten werden. Aber bei ihm scheint keine Würde, kein Urtheil der Welt, keine Kinder, kein Alter den jugendlichen Ausbrüchen zu wehren. Es

ist Krankheit, wahre, mächtige Krankheit.

Wie zeigt sich die Liebe als eine fürchterliche Tirannin! Oft fühlen wir verwünschend ihr peinigendes Joch; wollen es zu unserer Ruhe abschütteln, aber die Kräfte versagen. Sträubend, ermattet, verzweifelnd sinken wir hin, und schleppen es weiter.

Wie bedaure ich den armen Obristen. Er ist krank, sehr krank. Und ich? Und ich?

XXXII.

M —

Sie sah heute sehr häuslich aus, sehr lieblich. Ein weises Jäckchen mit der kurzen Taille. Der lange, schönfaltige

Rock von demselben Zeuche. Ein nachlässig darüber geworfenes dunkel seidenes Shawl. Ihr braunes Haar hatte sie in einem Zopfe hinaufgeschlagen, der mit seinem offnen Ende von der Mitte des Kopfs in einem Busche wehte. Eine blendend weise Halsbinde schmiegte sich gefallig um das zartgeformte Kinn, und hob den Kopf in eine stolze Lage, von welcher die natürliche Freundlichkeit dieses Gesichts um so lieblicher stralte.

Der Baron spielte mit dem Obristen und einigen Andern eine Parthie Whist. Die Mutter, die Mädchen und ich bildeten eine zweite Gruppe um den Tisch, der vor dem Sofa stand. Man sprach von gleichgültigen Dingen. Ich war sehr zerstreut.

Was will der Obrist mit dem öfteren Umdrehen seines ungelenken Nackens? Gieb doch auf dein Spiel acht,

Alter! Du bekömmst ja Nasenstüber, dass deine Börse davon widerklingt.

Die Mutter war weggegangen. Ich wandte mich gegen Minchen, und zwang so scherzhaft, wie möglich, einige Artigkeiten hervor, die deutlich genug auf Leonoren zielten. Diese nahm die Miene an, als bemerkte sie es gar nicht, und wurde ernsthaft. Welch eine Wonne für mich in diesem Ernst lag! Es ist ihr also nicht gleichgültig, was sie von mir hört; sonst hätte sie nach ihrer Art in den scherzenden Ton eingestimmt. Aber sie blieb ernsthaft, bis zu meinem Weggehen. O das war ein beseeligender Ernst

XXXIII.

M —

Er ist gestürzt, Freund! Er ist gestürzt! —

Pfuy! Ich schäme mich des triumphirenden Tons. Wir überraschen uns oft selbst über Aeusserungen des menschlichen Gemüths, die wir bei mehrerer Besonnenheit als unedel verdammen. Indessen mag ich zuweilen diese offenen, natürlichen Bekenntnisse weit lieber hören, als die klugen Reden eines heuchlerischen Edelmuths. Darum will ich auch jenen Ausruf an der Spitze dieses Briefs ungestrichen lassen. Höre die Geschichte, welche denselben veranlasste:

Ich gieng heute in die gewöhnliche Damengesellschaft. Anfangs vermied ich

Sie. Ich unterhielte mich mit verschiedenen Anwesenden. Endlich mischte ich mich auch in das Gespräch, in welchem Leonore mit einer gewissen Matrone begriffen war. Zum Glück lies uns die alte Dame bald allein.

Es war davon die Rede, dass wir oft nach dem angenehmen oder unangenehmen Eindruck, den eine Person bei dem ersten Anblick auf uns mache, ein sehr richtiges Vorurtheil fassten. Ich brach das Gespräch kurz ab, blickte in dem Saal umher, und sagte etwas gedehnt: Ich vermisse jemand —

Gewiss den Obristen, fiel Sie ein.

Ich ward überrascht. Schnell erwiederte ich: Sie errathen meine Gedanken.

Mit bedachtem Ton und bezeichnender Miene fuhr Sie fort: er ist verreisst, wird aber sicher noch hie-

her kommen, wie er uns versprochen hat.

Bei dem „sicher noch hieher kommen“ lag in den Gesichtszügen und in der Stimme der sprechendste Ausdruck von leisem, ironischem Vergnügen.

Nun sage mir Gustav, wie fällt dem Mädchen bei dem Vermissen sogleich der Obrist ein? Konnten denn nicht zehn andere Personen abwesend seyn, nach denen ich mich umsah? Warum nannte Sie gerade den Obristen?

Er kam wirklich nach einiger Zeit. Man berathschlagte über ein gemeinschaftliches Spiel. Eine Dame schlug vor: es sollte nach der Musik ein unbekannter Auftrag gefunden werden. Es war kein Instrument da. Ich springe die Treppe hinunter, und bringe in wenig Minuten ein Paar Savoyarden herauf mit Tambourin und Orgel.

Das Spiel verwandelt sich nun in einen Tanz. Ich eröfne ihn mit Leonoren. Ein groser Theil der Anwesenden folgt. Freund! wie ich das Mädchen in meinen Armen hielt, mit Ihr dahin schwebte, Gestalt gegen Gestalt, mein Auge sprühend in das Ihrige, das sich nur von Zeit zu Zeit erhob, und ermattet wieder niedersank! —

Da hatten wir uns gefunden. Wer will mich von Ihr trennen? Er muss uns zernichten. Wie alles um mich her jetzt schwankte, nichts einen festen Halt mehr hatte, und ich rief: rascher! rascher! und wir, wie von einem Gott getrieben, trunken dahinwirbelten —

Warum stehst du so jämmerlich da, Alter? Geh doch nach Hause zu deinen Kindern. Suche ihnen eine bedachtsame Pflegerin von gesetzten Jahren. Hast du denn nicht gesehen, was eben

hier vorgieng? O ja! man bemerkt, dass deine Augen geöfnet waren. Darum geh auch nach Hause, sey ruhig und werde vernünftig. Lass dich und deine Kinder in der Stille pflegen.

XXXIV.

M —

Wenig Worte bei meiner heutigen Anwesenheit in des Barons Hause. Ich bin nun daselbst ganz eingewohnt. Nach dieser Leute gastfreundschaftlichen Art nnd Offenheit, kann man das bald, kann man vertraulich seyn. Die Tante stört mich nur ein wenig, ich lass mich es aber nicht merken. Sie hat oft geheime Konferenzen mit dem Obristen. Sicher begünstigt sie seine Absichten. Ich habe

etwas von Artigkeiten und Präsenten gehört, die nicht unwirksam seyn sollen, sie in gute Stimmung zu versetzen. — Vielleicht thut sie auch einiges für den Obristen aus alter Jugendfreundschaft.

Ich weiss mir nicht zu erklären, woher es kam, dass mich Leonore heute zu vermeiden schien. Als wir uns einmal trafen, schaute mir ihr Blick in das Tiefste des Herzens, und verschwand sogleich; erhob sich dann aufs neue, und sank wieder schnell. Sie blieb den ganzen Abend ernst gegen mich; gegen den Obristen gutmüthig freundlich.

Der Obrist wendet alle Aufmerksamkeit auf sich, um seine Leidenschaft nicht gegen mich blos zu geben. Ich bemühe mich, ihn gar nicht zu stören, sehe wo anders hin, wenn er mit Leonoren spricht, und unterhalte mich mit dem, der mir am nächsten steht. Kehre

ich mich dann wieder um, so fällt mir oft die betrübte Anstrengung in die Augen, mit welcher er die Verzückung seiner Seele, etwan über ein freundliches Wort Leonorens vor mir verbergen will.

XXXV.

M —

Findest Du nicht, dass meine Briefe jetzt das Ansehen von einem förmlichen Tagebuch erhalten? Erlaube mir, ein wenig an Deinem Wohlgefallen zu zweifeln, mit welchem Du sie zu lesen versicherst. Es kommt mir vor, als ob ich Dich sagen hörte: „Freilich ist Liebenden auch jedes Unbedeutende wichtig. Aber erzählt nur nicht eure Wichtigkeiten ei-

nem Dritten, Unbefangenen. Erzählt sie ihm nicht, auch wenn er euer bester Freund ist, wenn er auch sonst an Allem, was euch betrifft, den wärmsten Antheil nimmt. Dabei hat er gewiss Langeweile, wenn er gleich gefällig genug ist, euch anzuhören.“

Ueberhaupt mag es Dir wohl auffallen, mich nach meinen sonstigen Aeusserungen, jetzt so gefesselt zu sehen. Vielleicht genügt Dir folgender Aufschluss.

Jene Höhe des idealischen Weibes, das über dem Mann schwebt, von dem er, anbetend, sich ein Sklave fühlt, ist für mich nicht da. Es vermag keine weibliche Schönheit, noch Verstand, noch Gefühl, mit aller Kultur, mich in diese Abhängigkeit jetzt mehr zu zwingen. Früher hätte das vielleicht einmal geschehen können.

Aber umgekehrt, wirkt ein befangenes, weibliches Gemüth, in seinen holden, unschuldigen Aeusserungen auf mich, mit unendlichem Reitz. Hier zeigt sich eine bezaubernde Unwissenheit, Unkenntniss seiner selbst. Das kindliche Wesen denkt nicht daran, dass es sich hüten müsse, Blösen zu geben, sein Herz zu verrathen. Und diese liebliche Natur spricht mich so harmonisch an, dass ich in bedeutendem Sinn ein liebendes Kind werde, unaussprechlich empfinde, alle Kleinigkeiten so wichtig zu behandeln vermag, wie zur Blüthenzeit der ersten Liebe.

Wenn ich hiermit noch einige andere Gaben verbände; so würde ich den Apollo anflehen, mich zum Dichter zu weihen. Denn ich glaube, der Dichter fühlt selbst in jedem Alter, die Liebe in ihren feinsten Schattirungen.

Er vermag immerfort blühend zu lieben, und gottlich besonnen waltet er über seine Empfindungen; dann singt er den Jünglingen und Mädchen rührende Lieder.

XXXVI.

M —

Sie liebt den Obristen nicht. Sie kennt die Liebe noch nicht, und lernt sie vielleicht nie kennen. Sollte Sie das nicht? Diese Frage macht mich schon seit einigen Tagen stumm; ungeschickt zu jeder Unterhaltung.

Sollte Sie nicht fahig seyn, ein liebendes Herz zu verstehen, und es mit tiefer Liebe zu umfassen? Zu leicht dazu von Natur, zu leicht durch Erziehung? Und doch, neben dem scherzenden

Leichtsinn, dieser Ausdruck von Innigkeit in Ihrem Gesang, in Ihren Urtheilen? Ich verwirre mich über die Auflösung dieser Fragen; träume schlafend, und erwacht träume ich fort.

Dazu kommt noch die Ungewisheit über Ihr Verhältnis mit dem Obristen. Sie liebt ihn nicht. Aber Freund, es schmeichelt doch einem jungen Mädchen, sich von einem Manne, der dafür gilt ein verständiger Mann zu seyn, so unbedingt vergöttert zu sehen. Du kannst Dir kaum vorstellen, wie er nach jedem Ihrer Blicke hascht, wie seine ganze Existenz nur in Ihrem Wesen verloren ist, wie er sich maschinenmässig nach jeder Richtung Ihres Körpers, jedem Blitz Ihrer Augen bewegt.

Ist es nicht sehr möglich, dass auch Sie an solchen Opfern Behagen findet? Dass sie Ihr endlich zum Bedürfnis

werden, und Sie darum auch einem alten Obristen freundlich thut? Kann Sie es nicht als Zeitvertreib ansehen, ihn so toll zu machen, und ihn heiss zu erhalten in seiner Tollheit?

Das ist's, lieber Gustav, das ist's, *was* mir den Kopf auch *heiss* macht; was wohl bewirken könnte, dass ich diese noch zarte Liebe, wenn gleich blutend, mit ihrer Wurzel aus meinem Herzen risse.

XXXVII.

M —

Wo soll ich anfangen in meinem Freudentaumel! Wie fasse ich die flüchtigen Wonneblüthen zart genug, damit sie

nicht von der Berührung welken! Wie lass ich sie Dich ahnen!

Ruhig! Ich sammle mich wieder. Ich will sogar weit ausholen.

Das Resultat meines unverständigen Nachgrübelns von neulich war, dass ich mir eine weitläufige Unterredung ersann. Darin sollte nun Leonore unvermerkt zu dem Punkte geführt werden, wo sie ihre Gefühle und ihre Gesinnungen gegen den Obristen und gegen mich näher entwickelte. Unglücklicherweise schlüpfte Sie aber stets über den Anfang des Fadens weg, an welchen das wohlbedachte Gespräch geknüpft, und darauf sollte abgesponnen werden. Indessen spielte diesmal das Misgeschick nicht zu hart mit mir. Ich wurde für meine getäuschten Erwartungen herrlich entschädigt.

In dem gestrigen Konzerte sang ich eine Arie. Als ich von dem Flügel weggieng, ausserten die Mädchen ein lebhaftes Vergnügen an der schönen Musik. Besonders verlangte Leonore mit Wärme dies Stück für sich. Der Obrist stand neben mir, und nahm bitterfreundlichen Antheil an der Unterredung. Da konnte ich nicht länger zurückhalten. Ich ergoss plötzlich gegen ihn einen Lavastrom von Worten, und zog ihn in wilder Lustigkeit unablässig in das Gespräch. Er mochte nicht recht wissen, wie ihm geschah. Allein er musste mit fort und lachen; obgleich dem armen Teufel wenig lächerlich zu Muthe gewesen seyn mag.

Endlich trat er bei Seite. Minchen sprach mit einer ihrer Freundinnen, und nun konnte ich mich ungestört mit Leonoren unterhalten. Welche

Unterhaltung! — Ich weiss sie Dir nicht wieder zu geben. Am wenigsten mögen auch die Worte bedeutet haben. Ich weiss sie nicht mehr. Aber mir schwindelt noch, wenn ich mich wieder mit meinem Stuhl so dicht neben Sie versetze. Wie sich unsere Augen so nahe kamen, sich nicht verliesen, Eins das Andere berauschend! — Oder war Sie es nicht Gustav? War Sie nicht trunken wie ich? Schmeichle ich mir wieder?

Nein! Nein Freund! Sie hat mich verstanden. Sie fühlt meine Liebe. Die geheime Stimme der Empfindung hat mir sanft geantwortet.

Ich begleitete Sie nach Hause. Sie hatte meinen Arm angenommen. Ich sprach wenig. Als wir Ihrer Wohnung nahe kamen, überwältigte mich das Gefühl. Ich erhob mit meinem Arm den Ihrigen. Mein Gesicht sank darauf nie-

der. Als ich mich dann schnell wieder empor richtete, mit meiner losgewundenen Rechten Ihre Hand ergrif, zitternd, glühend meine ganze Seele in Einem, Einem Kuss darauf drückte, der leise Gegendruck der zarten Hand mir durch alle Glieder fuhr, und ich nach Hause taumelte — Freund! ja, ja, wir hatten uns verstanden.

XXXVIII.

M —

Voll süsen, seeligen Schwindels von den vorgestrigen Genüssen, schwankte ich heute, als es finster geworden, nach der Wohnung des Barons. Leonore war ausgegangen. Minchen erzählte mir, der Obrist sey heute noch nicht da gewesen.

Was fehlt dir Alter? Man vermisst dich hier ja sonst keinen Tag. Das letzte Konzert? Nun! Ich sehe dabei nichts Unerhörtes. Es bedurfte wohl wenig prophetischen Geistes zur Vorhersagung deines Schicksals.

Um Dir, lieber Gustav, das Gemälde aus dem letzten Konzert vollständig zu liefern, hole ich noch nach, dass der Obrist, der sonst unzertrennliche Begleiter, an diesem Abend die Begleitung der Mädchen vergass. Er lies unten an der Thüre nur eine halblaute: „gute Nacht!“ von sich hören; setzte seinen dreispitzigen Hut auf, gab ihm noch einen heftigen Druck, dass sein kurzes Rohr, mit einem Bande um das Gelenk der Hand befestiget, an den Rockknöpfen auf und ab klirrte, und gieng dann stillschweigend fort.

Minchen schien mir heute eine gewisse Zartlichkeit in ihre Unterhaltung zu legen. Wem soll sie gelten? Konnte vielleicht mein neuliches Benehmen ihr Veranlassung geben, ich weiss nicht, welche Gesinnungen bei mir zu vermuthen? So bin ich nun! — In einem der letzten Stücke, das wir aufführten, hatte Minchen die Rolle einer sentimentalen Pretiösen. Sie spielte mit vieler Wahrheit. Als sie von einer Scene, worin sie vorzüglich treu darstellte, zurückkam; ergriff ich in der Exaltation ihre Hand, und rief: treflich! treflich Fräulein Minchen! Sie zog ihre Hand etwas zurück, um sittsam meinen Begeisterungen auszuweichen. Minchen ist ein niedliches Figürchen. Seit jenem Augenblick sieht sie mich, oder ich sie mit andern Augen an.

Inzwischen ist ihre Zärtlichkeit ziemlich fade; es scheint sie dieselbe oft und leicht anzuwandeln. Sie hat ihre Hauptstärke darin, weibliche Prätensionen an männliche Unterwürfigkeit geltend zu machen. Sie hat sich lange in dem Pays de Vaud bei Verwandten aufgehalten. Da wurden dem guten Kinde, wie ich höre, schon frühe allerlei ausserordentliche Dinge von den jungen Herrn vorgesagt. Nun glaubt es noch jetzt wirklich, dies sey Ernst gewesen, und man könne dergleichen von den Männern als gerechten Tribut fodern. Fehlte es ihr nicht an Verschlagenheit, um ein Plänchen zu erdenken und fein auszuspinnen: so wäre sie ihre leibhafte Tante in verjüngtem Maasstabe.

Leonore kam zurück. Es wurde mir alles weiter und freier. Und doch schien mir eine neue, drückende Last

auf die Brust zu fallen, als Minchen aufstand, hinausgieng, und ich mit Leonoren allein blieb. Ich wusste nicht schnell wie? und wo? ein Gespräch anzufangen. Mir bewegte das Wichtigste die Seele, und das Unbedeutendste, ohne Beziehung auf das, was in meinem Innersten vorgieng, kam endlich zum Vorschein. Wir geriethen in einen Ton, der uns beide immer mehr verstimmte.

Der Obrist trat herein. Er machte den Muntern, wollte sich scherzend Vertraulichkeiten gegen Leonoren erlauben, die Sie mit einiger Bitterkeit zurückwies. Ich foderte Sie auf zu einem Vierhandstück. Es wollte nicht gelingen; eben so wenig der Gesang. Alles, was unternommen wurde, die fatale Stimmung zu verscheuchen, schien gewählt zu seyn, um sie von einer neuen, widrigeren Seite herbeizuführen.

Ich weiss kaum, wie ich aus dem Hause gekommen bin. Da sitze ich nun hier. In meinem Innern stürmt es grausender, als aussen in dieser abscheulichen Novembernacht.

XXXIX.

M —

Nach Mitternacht hatten Regen und Sturm ausgetobt. Ein sanfter Wind wehte Morgens, auch die leichteren, feuchten Wolken von dem glänzenden Antlitz der Sonne hinweg. Lieblich breitete sie den Tag über die Welt aus.

Ich wollte mein zerrüttetes Innere in den freundlichen Stralen der Sonne harmoniren. Als ich mich um die Ecke wende, an des Barons Wohnung vorbei,

tritt Leonore heraus. Ich zucke zusammen.

Wie treffe ich Sie hier? brachte ich noch schnell genug hervor.

Ich wollte mit meinem Vater ein wenig ins Freie. Es war mir in den Zimmern zu enge.

Auch mir ist schlimm zu Muthe.

Nicht wahr, fiel Sie ein, Sie finden meine Unterhaltung von gestern Abend etwas ungeschickt?

Werden Sie mir meinen gestrigen übeln Humor verzeihen?

Ja, Sie waren verdrieslich.

Nicht verdrieslich, ich weiss selbst nicht — Ein andermal will ich mich darüber gegen Sie erklären. Da kommt schon Ihr Begleiter. Sie werden sich einen besondern Spaziergang vorgenommen haben. Leben Sie wohl.

Leben Sie wohl.

Nachmittags.

Was enthielt denn der Dialog Aufheiterndes? Es ist mir ja ausserordentlich behaglich seit heute Morgens.

In der Nacht.

Mein Gefühl hat mich nicht getäuscht. Ich hatte recht, heiter zu seyn. Das Mädchen zeigte diesen Abend eine Stimmung, die mich seltsam ergrif. Die Liebe war es, welche Sie in eine so ungewöhnliche Bewegung setzte. Eine Liebe, deren Aeusserungen und Macht Sie noch gar nicht kennt, und darum noch nicht gelernt hat, dieselben klug zu beschränken, zu verheimlichen. Sie überlässt sich dem geheimen Treiben, mit offener Natürlichkeit.

Ich brachte den Abend in dem Hause des Barons hin. Die beiden

Schwestern kamen erst nach einiger Zeit aus einer Gesellschaft ihrer Freundinnen. Hier mag etwas mit Leonoren vorgegangen seyn, das ihr ganzes Gefühl aufgeregt hat. Vielleicht dass Ihre Gespielinnen, über die Zeichen meiner Leidenschaft scherzten, Sie neckten, und hierdurch angefacht, der in Ihr glimmende Funke auch hell auffoderte. Genug, alles, was Sie bei Ihrer Nachhausekunft unternahm, geschah mit ungewöhnlichem Affeckt. In beständiger Unruhe, sprang Sie von einem Aeussersten aufs andere. Sie setzte sich an das Klavier. Eine halbe Anglaise wurde von einem Adagio unterbrochen, dies von einem Walzer verschlungen, der sich in eine Arie verlor.

Ich nahm Platz neben dem Klavier. Sogleich bog Sie den Kopf gegen mich hin und sprach halblaut im vertraulich-

sten Tone, während Sie immer fortspielte. Sie verlangte die Erklärung, welche ich Ihr heute Morgens versprochen habe.

In dem Augenblick bemerkte ich, wie der Obrist, welcher nur etwas entfernt von dem Klavier in einer Ecke sass, gespannt nach uns hersah. Ich wollte das Gespräch ablenken. Allein Leonore bekümmerte sich so wenig um die Welt, die Sie umgab, dass Sie zu spielen aufhörte, und in eben dem Tone fortsprach, als ob niemand anwesend wäre, vor dem Sie sich zurückhalten sollte.

Sie hätte mich beinah aus der Fassung gebracht. Ich war wirklich verstummt, warf einen Blick auf den Obristen, der sehr erwünscht, die feierliche Stille selbst unterbrach. Er stand auf, gieng mit der verzweifeltesten Miene nach dem Hintergrund des Zimmers, und

setzte sich neben Minchen auf das Sofa.

Der Vater trat jetzt auch herein. Die Unterhaltung wurde allgemeiner. Und doch fürchtete ich jeden Augenblick uns verrathen zu sehen. So unvorsichtig war das Mädchen!

XL.

M —

Deine Bemühung, mir einige Notizen aus eurer gelehrten Welt mitzutheilen, verdient meinen Dank. Du hast sehr recht vermuthet, dass ich jetzt wenig Zeit habe, sie mir selbst zu verschaffen. Indessen gestehe ich Dir, dass sie mich nicht besonders freuten.

Der

Der Kunstlärm zum Beispiel ist mir sehr zuwider. Die nachgelallten Formeln von schwazhaften Knaben, werden freilich ohne bedeutenden Schaden leicht verhallen. Eben so wenig wird das Zergliedern und Loben der Kunst, welches die metaphysicirenden Verständigen unternehmen, zur Hervorbringung eines ächten Kunstwerks begeistern, oder sonst viel nützen.

Auch der wahre Künstler apostrophirt wohl sein Leben und Weben. Aber wie? Er öfnet in dem tiefen Grund seines Geistes eine eigne, neue Welt. Trunken sieht man in das schöne, mit lebendigen Wesen erfüllte Land. Solche Offenbarungen wecken den Kunstsinn bei allen Gemüthern, welche denselben still bewahrten, und entflammen oft das Talent zu schönen Bildungen. Aber weil das ge-

schwätzige Volk etwan jetzt mehr als sonst gewisse Wörter ausspricht, darum darf man noch nicht diesen höheren Sinn, für so gemein verbreitet halten. Wohl uns, wenn es doch der Natur gefiele, mehrere Kunstgenien in unsere Mitte zu versetzen! Der Sinn für ihre Gaben würde sich immer vielseitiger ausbilden, bei allen, welchen die Natur diesen Sinn verlieh. Vielleicht sprächen dann auch noch Mehrere über die Kunst mit, ohne dass wir darum unsrer Nation einen Zuwachs an Kunstsinn beimessen dürften.

XLI.

M —

O ich büsse hart, in zermalmenden Kämpfen, schon den ganzen Tag. Ich büsse hart, was ich gegen das treffliche Mädchen verbrochen habe. Ich räche Sie durch quälende Vorwürfe fürchterlich an mir selbst, für die Kränkung Ihres frohen Herzens, Ihrer unbefangenen Seele, Ihres guten Sinnes.

Es war wieder ein böser Dämon über mich gekommen. Ich sass düster in des Barons Hause. Leonore scherzte und lachte. Das kränkte mich. Ich wollte Sie mit mir gleich gestimmt wissen. Thörichter Mensch! Undankbarer! Hätte nicht eben mein Herz durch die liebliche Freundlichkeit sollen gerührt, besänftigt,

mit dieser heitern Seele leicht erhoben werden?

Die Mutter und Minchen waren hinausgegangen. Leonore blieb mit mir allein. Ich sprang schnell auf, und wollte fort. Sie versuchte mich zurückzuhalten.

Sie haben ja noch mit meiner Mutter zu sprechen. Sie müssen zuvor Eine Arie auf dem Klavier spielen. Sie dürfen jetzt noch nicht weg.

Aber, erlauben Sie die einzige Frage: Wie war es möglich, dass Sie vorhin mit diesem Lachen —

Ich sah Sie finster, und wollte versuchen, Sie aufzuheitern.

Aufheitern? — O ich bin ja sehr heiter! Mit diesem Ausruf stürtze ich in einer wahnsinnigen Lustigkeit an das Klavier, leiere ein Paar Tänze herunter, springe auf, presse ein Lächeln vor,

und stürme nach der Thüre. Leonorens Stimme tönt mir liebreich nach: „Morgen nicht wieder solchen Humor!“

Der Morgen kam nach einer peinvollen Nacht. Ich habe Sie noch nicht gesehen. Starr hefte ich meine Augen auf die Wand gegen mir über. Ich fühle, dass sie heute tiefer liegen. Kalt sind meine Wangen. Ich seufze nach frischer Luft, und beschämt verwünsche ich den aufgehobenen Tritt, der mich ins Freie, der mich Ihr näher bringen soll. Und doch will ich Sie sehen. Nur das entfernteste Lächeln um Ihre süssen Lippen, nur der einzige, halb niedergesenkte Blick, der mich Verzeihung hoffen lässt, strömt der Liebe seeliges Leben wieder in neuer Kraft über mich.

XLII.

R —

Ich musste von M . . . weg. Ganz unerwartet ruft mich schnell eine Angelegenheit nach K . . . Ich sah Sie nicht mehr vor meiner Abreise, konnte mich nicht mehr Ihrer Verzeihung, nicht der entzückenden Begleitung eines Blicks voll Liebe versichern.

Heute Abend ist die gewöhnliche Damengesellschaft versammelt. Dort hatte ich mir die süssesten Augenblicke geträumt. Dass eben jetzt dieser Traum so widrig unterbrochen werden musste!

XLIII.

T —

In einem Bauernhause.

Die hiesigen Strassen sind abscheulich zu dieser Jahrszeit. Ich lies mich in dumpfem Sinnen fortschleppen; so dass ich kaum gewahr wurde, wie es um meinen Wagen her aussah. Doch erinnerte mich der Kutscher daran. Einmal warf er mich in einen Graben, wo ich mit einer leichten Quetschung am linken Arm davon kam. Das zweitemal fühlte ich mich unsanft in eine sehr schiefe Lage gebracht. Mein Bedienter ersuchte mich, den Wagen aufrichten zu helfen. Wir fanden bald, ungeachtet der Finsternis, dass die Achse zerbrochen war. Ich lies den Kutscher nach dem nächsten

Dorfe reiten, um Hülfe zu suchen, stieg wieder ein, warf meinen Mantel um die Schultern und über die Hälfte des Gesichts, und drückte die Augen zu, als ich den Kopf in die Ecke anlehnte.

Wie? — Ja, jetzt ist ungefähr die Stunde, in der die Gesellschaft wird zusammengekommen seyn. Da wird Leonore abgesondert sitzen, verloren in Träumen von dem Fernen. Ihre Freundinnen wecken Sie. Hässliche Störung! Lasst Sie doch träumen, ihr Mädchen! sich vorschwärmen die Entzückungen des liebenden Herzens. Aber der Freund ist jetzt fern von Ihr, athmet in die gedrückte Brust, die kalte, todte Luft, von keinem belebenden Hauch Ihres Mundes erwärmt.

Lasst Sie, ihr Mädchen! Quält Sie nicht mit euern Spielen. Sie hat heute keine Lust zu euern Spielen, euern

Scherzen, euerem Muthwillen. Sie ist ja nicht bei euch. Sie ist wo anders. Ihr habt nur Ihre Gestalt unter euch. Sie selbst ist weit entfernt. Hier, hier ist Sie! Hier, wo ich Sie an mich drükke, wo zwei Herzen in unendlicher Seeligkeit sich berühren! —

Wie wird mir? Trüber Schimmer flirrt vor meinen Augen. Unmöglich! Dies Leonore? Nein, Sie ist es nicht. Dies kann Leonore nicht seyn. Hüpfend unter den muthwilligen Gespielinnen, frölicher als je in diesem Zirkel. Sie selbst zieht die andern in den Strom Ihres heiteren Sinnes mit fort. Umflattert ist Ihr Triumphwagen von der Schaar jämmerlicher Seladons; selbst den Frohndiener der Liebe, den kraftlosen Obrist schleppt Sie nach durch freundliche Blicke. Dies wäre Leonore in der heutigen

Abendgesellschaft? Dies könnte Leonore seyn? Himmel! wenn Sie es wäre! Wenn Sie so dort wäre!

XLIV.

K —

Unter mancherlei Unannehmlichkeiten bin ich hier an dem Bestimmungsort meiner Reise angekommen. Ich hoffte mich in dem Theater etwas zu zerstreuen, aber man spielt nicht heute Abends.

Es ist ziemlich still in der Strasse, wo ich wohne. Ich sitze hier ungestört auf meinem Zimmer, lese, lege das Buch weg, schreibe, gehe auf und ab —

Morgen! Wohl! Bis gegen Mittag können meine Geschäfte berichtigt seyn. Also Morgen um Mittag gehe ich von

hier weg, zurück, in Ihre Nähe. Der Gedanke schon beklemmt mir die Brust; und doch treibt und zieht mich alles nach Ihr zurück. Wie ich Sie treffen werde!

Wenn Sie keine Ahnung von den Quaalen hätte, die mir seit der Trennung von Ihr, an der Wurzel des Lebens nagen! Sollte Sie nichts Aehnliches empfunden haben? Mich nicht verstehen, wenn ich Ihr meine Schmerzen andeute?

XLV.

M —

Mit welcher Bewegung näherte ich mich des Barons Hause! Leonore empfängt mich auf eine so gewöhnliche Art; nicht kälter und nicht wärmer, als man eben einen alten guten Bekannten empfängt.

Nun denke Dir, nach einer solchen Abwesenheit, einer solchen Sehnsucht, einer solchen erhohten Stimmung, einen so alltäglichen Empfang!

Auch höre ich zufallig, dass Sie in jener Abendgesellschaft dem fatalen Bilde ziemlich ähnlich gewesen seyn mag, unter welchem Sie mir in dem Wagen leibhaft genug zuletzt erschien.

Also auf diese Art kann Sie ein Herz, wie das meinige, zurückstosen, dem Pobel Preis geben? Geduld Freund! Stille! Nur erst mit Einigem noch aufs Reine! Ich brüte über einem Entschluss, und — Du sollst ihn nächstens erfahren.

XLVI.

M —

Heute gieng ich in der PappelAllee, nahe bei der Stadt spazieren. Der Obrist begegnete mir mit Minchen; es war mir lieb, Leonoren nicht dabei zu sehen. Wir giengen zusammen. Es ist fürchterlich, mit welcher Langenweile Minchen sich und Andere plagt. Alles was dies Mädchen berührt, oder was nur in seine Nähe kommt, erhält einen Anflug davon. Leonorens Vorzüge sind gewis in jeder Hinsicht zu auffallend. Dies wird man ohne alles Vorurtheil eingestehen.

Wahrend unsers Spaziergangs kam Minchen bald auf die Lieblingsunterhaltung. Sie sprach viel von den Schul-

digkeiten der Männer. Endlich dauerte es mir etwas zu lange. Ich fiel mit einiger Wärme ein:

Glauben Sie mir, die kraftvollen, unbiegsamen Männer wirken tiefer auf das weibliche Gemüth, als die geschmeidigen Schwächlinge. Ihnen gegen über fühlen die Frauen ihre Abhängigkeit, wie es der Natur gemäs seyn soll, und schmiegen sich ihnen liebreich an. Aber für die Andern können sie nie eine ehrfürchtige Liebe fühlen; sondern tirannisiren diese Sklavenseelen mit Verachtung.

Sie schwieg: der Obrist gleichfalls, welcher einige Schritte vor uns war. Ob ihn etwas aus diesem Gespräch überraschen mochte? Bei meinen letzten Worten zuckte sein Arm, er schlug einigemal heftig an die nächsten Pappelbäume; dann lies er seinen Stock sin-

ken, und schritt still, in sich gekehrt fort, bis an des Barons Wohnung, wo ich meine Gesellschaft verlies.

XLVII.

M —

Wie wir liebenden Männer Kinder sind! Gutmüthige, passive Geschopfe, ohne allen Eigensinn. Oder vielmehr Löwen mit den kleinen Knaben auf dem Rükken, den Lenkern der kräftigen Wesen durch leichte Winke, wie ihr Alten, es bedeutend auf euren Intaglio's ausgedrückt habt.

Herakles und Achilleus unter den Frauen! Die Heroën! Und wie? Wohl dem, welchem die alten Götter

vergönnen, mit verständigem Sinn nach ihnen hinauf zu blicken, und auch ihre Söhne zu begreifen.

Erinnerst Du Dich noch, dass sich einer meiner letzten Briefe sehr imposant mit der Ankündigung eines wichtigen Entschlusses endigte? Du hast wohl nichts geringeres vermuthet, als ein feierliches Zerhauen des Knotens und die Erklärung meiner Freiheit. Und Du lächeltest darüber ein wenig, nicht wahr? Du hattest recht.

Jene Abendgesellschaft an dem Tage meiner Abreise, gab mir den Stoff zu einer erzwungenkalten Erklärung gegen Leonoren. Ich versicherte Sie, es freue mich sehr, dass Sie sich damals so gut unterhalten hatte, wie ich vernommen —

Sie erwiederte unbefangen, man habe sich recht artig vergnügt.

Ich

Ich sagte, mir sey es auf meiner Reise nicht gelungen, die Zeit eben so angenehm hinzubringen. Dann wurde ich bitterer, spielte darauf an, wie verschieden wir in unsern Empfindungen schienen, uns nicht verständen und dergleichen; gieng in dieser Stimmung weg, kam acht Tage nicht in Ihres Vaters Haus, und wurde gestern im Konzerte gründlich bekehrt.

Wie wir Liebende Kinder sind!

XLVIII.

Or che non può di bella Donna il pianto,
Ed in lingua amorosa i dolci detti?
Esce da vaghe labra aurea catena
Che l'alme a suo voler prende ed affrena.

M —

Ich will Dir also meine Verwandlung ausführlich erzahlen. Wie bedarf es oft nur der unbedeutendsten Veranlassung, um Liebende wieder über sich zu verstandigen! Die beiden Madchen kamen mit dem Obristen in das Konzert. Ich war schon da, und blieb noch einige Zeit in einem Winkel stehen. Sie nahmen Platz. Leonore hatte das Gesicht etwas auf die Seite gewendet, dass sich unsere Blicke nicht begegnen konnten.

Endlich gieng ich zu Ihr, that mit kalter Höflichkeit einige Fragen, wende-

te mich dann zu Minchen, und da zwischen Beiden noch ein Stuhl leer war, nahm ich denselben in Besitz. Ich suchte mich in der Unterhaltung mit Minchen einer munteren Leerheit, so viel als möglich zu befleissigen.

Leonore sass ernst und stille da. Ich fieng auch mit Ihr an von gleichgültigen Dingen zu reden. Unsre Blicke verliessen sich immer schnell und scheu, wenn sie sich trafen. Ich gerieth in eine sonderbare Bewegung. Endlich sagte ich mit geschmeidiger Stimme:

Es scheint, dass Sie den Vorsatz aufgegeben haben, die bewusste Sonate zu vier Händen, mit mir hier zu spielen.

Sie schwieg. Mit dem Zauber Ihrer lieblichen Freundlichkeit blickte Sie mich an; dann mischte sich plötzlich dieser Freundlichkeit eine schwärmerische Wehmuth bei. Sanft und schüchtern sagte Sie endlich:

Ich wagte seit einiger Zeit nicht, Sie daran zu erinnern. Auch hielt ich Ihre erste Auffoderung für ein gewöhnliches Kompliment.

Gewöhnliches Kompliment? fragte ich mit einem Blick und Ton, in welchen die ganze Seele meiner Liebe lag.

Dies war der göttliche Augenblick der aussöhnenden Verzeihung, ohne darüber eines Worts zu bedürfen. Wie würden auch die dürren Worte den überirdischen Moment gemein gemacht haben! Ich sah und hörte nichts Fremdes, Storendes mehr. Alles Dissonirende loöste sich auf in dem Glanze der sanftesten Heiterkeit, in den Harmonien reiner, geheimer Töne, welche die beglückten Gemüther sich zuwehten.

Unsere schönen Verhältnisse schweben seit diesem Augenblicke über einem freundlichen, reichen Boden, umflossen von dem wohlthuendsten Lichte.

So haben wir auch heute wieder einen herrlichen Abend weggetändelt, mit unbefangener Frölichkeit, zu den kindlichsten Genüssen fähig.

XLIX.

M —

Du freust Dich, lieber Gustav, dass über meine letzten Briefe ein lichteres, angenehmeres Kolorit verbreitet ist. Ich kenne Deine Theilnahme. Ich bin glücklich.

Sonderbar, dass Glückseeligkeit gewöhnlich als etwas angesehen wird, das man an einem gewissen Ziel in Masse erhalte, und nun davon für sein Leben lang genug habe. Die Philosophen fragen bedauernd den Ehrgeizigen, den Geldgie-

rigen, den Ruhesuchenden; ob er die gehoffte Glückseeligkeit besitze, wenn diese Wünsche befriedigt wurden. Sind denn aber nicht Glück und Unglück ihrer Natur nach flüchtige, ephemerische Wesen, nur für Momente geboren? Von beiden giebt es keinen ununterbrochenen Zustand, dem wohlthätigen Wechsel gemäs, mit welchem unser Gemüth jeder drückenden Dauer entschlüpft. Beide sind an nichts Fremdes ausser uns gefesselt. Schon in dem Streben und in den Hindernissen liegen sie selbst mit steter Veränderung.

Ich frage Leonoren nicht, ich frage mich nicht mehr: ob Sie mich liebe. Ich fühle in meinem ganzen Wesen nichts Getheiltes, Beschränktes. Alles regt sich gleichstimmend in mir, rein, ungetrübt. O ich bin glücklich Freund!

L.

M —

Ein neues Schauspiel soll gegeben werden. Ich sehnte mich nach der heutigen Probe, und der erwartete Genuss wurde mir sehr verbittert. Sogleich anfangs ärgerte mich das Geschwätz eines langweiligen Burschen, eines Vetters von dem Baron, der viel über die Unnatürlichkeit in gewissen dramatischen Werken redete.

Dass es solchen Leuten nicht möglich ist, ein poëtisches Schauspiel mit den Augen sinniger Kinder zu betrachten. Diese glauben, die wunderbaren Dinge, welche sie vor sich sehen, könnten nicht anders, als eben so seyn. Sie sind und fragen nicht nach der Welt ausser dem Theater. Willig lassen sie

sich durch das zaubernde Spiel in eine poëtische hinwegrücken. Aber jenes verständige Volk ist wohl nie Kind gewesen, wenigstens nicht von der Art dieser sinnigen Kinder.

Dann war ich so viel mit dem Stück beschäftigt! Ich flog nur einigemal von der Bühne zu dem Ofen, in dessen Nähe Leonore Platz genommen. Sie antwortete mir kaum auf meine leicht hingeworfenen Fragen.

Ich gieng weg, kehrte nach einiger Zeit zurück, sprach mit Minchen. Eine weibliche Figur streifte plötzlich an mir hin, drückte Minchen die Hand, lispelte ihr ein Adieu! zu, flog zur Thüre hinaus, ohne das Gesicht zu wenden. Es war Leonore. Ihr zudringlicher Vetter folgte Ihr auf dem Fuse nach.

Der fade Bursche Sie nach Hause begleiten! Mir nicht den entferntesten

Wink zu geben von Ihrem Weggang! Nicht ein Wort, nicht ein Blick, die mir eine gute Nacht verhiesen! Und der fade Bursche!

Die Thüre geht auf. Er tritt herein. Ah! Sie hat ihn weggeschickt! Ein freudig belebendes Feuer goss sich mir durch die Adern. Sie hat ihn weggeschickt!

Wie? — Er nimmt dort etwas. Sie hat eine Kleinigkeit liegen lassen. Er fliegt wieder zur Thüre hinaus. Begleitet Sie doch?

Leonore! Mich so den quälendsten Zweifeln Preis zu geben!

LI.

M —

Die Stimmung, in welche mich die letzte Probe versetzte, hatte keinen guten Einfluss auf meine Darstellung am andern Tage. Mit Anstrengung zwang ich mich in die Rolle. Nach der Aufführung des Stücks war Ball. Ich brachte auch dorthin meine Düsterheit mit.

Die Baronin mochte es bemerken. Sie sagte, indem sie mich ansah: es scheint der trübe Dezembertag den Geist der Melancholie sogar bis in den Tanzsaal zu drängen.

Ich lachelte, und sah mit schnellem eindringenden Blitz nach Leonoren. Die meisten einzelnen Gruppen trennten

sich. Es wurde das Zeichen zu einer Anglaise gegeben. Leonore hatte sie mir versprochen.

Als ich Ihr oben gegenüber stand, sagte ich halblaut: wie konnten Sie mir gestern so marternde Stunden verursachen?

Ich Ihnen? Das ich nicht wüsste!

Sie wissen also nicht, dass von jedem Ihrer Blicke, Ihrer Worte, von Ihrem ganzen Benehmen meine seeligsten oder unglücklichsten Augenblicke —

Wir fangen jetzt an, unterbrach Sie mich. Zärtlich war dabei Ihr Blick, zitternd Ihre Stimme. Ich schwebte mit Ihr in süser Beklemmung die Kolonne hinab und herauf. Unsere Hände waren verschlungen, krampfhaft drückte ich Ihre Linke an mein Herz.

Abscheulich wurden mir diese glücklichen Minuten verbittert. Das Heer

der jungen Männer umkreisste Sie. Jeder drängte sich, seine Opfer zu bringen. Ich hielt mich entfernt. Je tiefer in die Nacht; desto trüber wurde es in mir.

Gegen Morgen begleitete ich Sie nach Hause. Ich zwang mir so viel als möglich eine gewisse Freundlichkeit an; sprach unaufhörlich mit der grösten Wichtigkeit von den alltäglichsten Dingen. Leonore fühlte, was in mir vorgehen mochte.

Als wir an dem Hofthore aus dem Wagen stiegen, bot ich Ihr den Arm bis zu der Hausthüre. Sie gieng langsam. Ich fuhr noch in meinem Ton fort. Sie schwieg, und kehrte einigemal das Gesicht nach mir. Ihr Blick drang durch die Morgendämmerung mit rührendem Schimmer in meine Seele, Ihr Arm bewegte sich heftig, gewaltsam hob sich Ihr Busen.

Leonore! presste ich hervor, und wand meinen Arm von dem Ihrigen los, fasste voll Feuer Ihre Hand, drückte sie an meine Lippen, Leonore! sagte ich, fast hätte ich mich ungeheuer versündigt, und mit Ihnen in einem Ton gesprochen, wie mit einem gewöhnlichen Mädchen.

Und das bin ich Ihnen doch nicht? sagte Sie ermattet, als Sie die erste Stufe hinaufstieg.

Leonore! mir ein gewöhnliches Mädchen! rief ich ausser mir.

Wir wünschen Ihnen wohl zu schlafen, meine Herren, ertönte die Stimme der Mutter nahe an meinem Ohr. Ich fuhr auf, sah starr die Mutter und Minchen an, welche mit ihren Begleitern um mich standen, — und taumelte verwirrt davon.

LII.

M —

Zufällig habe ich über die inneren Verhältnisse der Familie einiges Licht erhalten. Ich habe mich sonst nie um solche Nachrichten bekümmert. Jetzt interessiren sie mich sehr.

Die glänzende Existenz des Barons ist ziemlich prekär. Der sichre Besitz seiner Güther hängt erst von dem Gewinn eines Prozesses ab. Des Obristen alter Oheim ist Landammann, auf dessen Ausspruch die ganze Entscheidung dieser Rechtssache beruht.

Hierdurch ist mir das ausserordentlich enge Verhältnis der Familie zu dem Obristen weit befriedigender erklart, als allein durch Zuneigung. Nun finde ich

auch sehr begreiflich, dass die Eltern und Tante, wie man mich gewis versichert, die Liebe des Obristen mehr als toleriren, sie begünstigen, und dass seine Vermählung mit Leonoren für sie ein erwünschtes Ziel sey. Aber warum nähern sie sich nicht mit ernsteren Anstalten diesem Ziele? Sollte Leonore sich nicht nach Wunsch erklärt haben? Gewis ist der Obrist über Ihre Gesinnungen zweifelhaft. Seine Konferenzen mit der Tante scheinen mir indessen seit einiger Zeit häufiger; und zuweilen glaube ich die Wirkungen davon bei Leonoren zu bemerken.

Wenn ich mir das blühende Mädchen in seinen vertrockneten Armen denke! Er muss Sie, bei Gott! erst mit meinem Blute erkaufen; oder eine Kugel von mir lehrt ihn dies Glück auf ewig entbehren.

LIII.

M —

Dieser zerreissende Zustand des ewigen Zweifelns kann nicht mehr lange dauern. Dies Gewooge von lieblichem Schimmer, von schwankendem Dammern, von finsterstem Dunkel, das unablässig wechselnd in grosen Massen meine Sinne betäubt, und sie Tag und Nacht in Spannung hält, muss aufhoren, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll.

Ich will mich Ihr ganz erklären. Sie soll wissen, wie ich Sie liebe. Ich will wissen, ob Sie mich liebt; damit ich in seeliger Ruhe mich der Welt erfreuen kann.

Wie mich in Allem nur Sie, nur Ihre Gestalt umschwebt! Da steht Sie

mit

mit dem scheuen, leis überschatteten Blick, der wie die Dammerung nach Sonnenuntergang heraufzittert, und mich heilige Gefühle in Ihrer Brust ahnen lässt.

Leonore! Ist das wirklich inniges, reines, erstes Gefühl einer Liebe, die deine ganze Seele füllt; was dein lebendiges Auge mit diesem milden Schleier überzieht? Und wen kannst Du so lieben?

Antworte mir bald, bald!

LIV.

M —

Gustav, ich verkenne Deine gute Meinung nicht. Du glaubst mich ganz zu durchblicken; und um meiner eigenen künftigen Zufriedenheit willen, soll ich

den Wohlstand, das Glück dieser Familie respektiren; meiner Leidenschaft eine mächtigere Kraft entgegensetzen, da sie doch zu nichts Gutem führen könne. Deine Gründe sind triftig, verständig.

Aber — liebtest Du je, Gustav? Hast Du ein Herz zu lieben, wie ich? Hast Du eine Leonore geliebt? Beantworte mir diese Fragen befriedigend, und wir verstehen uns alsdann gewis; wir befolgen einer den Rath des andern.

Ich sage Dir noch mehr. Wirklich habe ich eine entscheidende Probe der Ueberwindung versucht. Ich wollte mich über mich selbst aufklären. Höre nur den Erfolg. Ich bin nicht mehr ich selbst. Du hast einen andern gekannt. Hier ist der Versuch ausführlich!

Ich unternahm eine kleine Reise zum Vergnügen. Schon die Ausführung dieses Entschlusses schien mir kein ge-

ringer Sieg. Nach und nach, dachte ich, wirst du dich daran gewöhnen, Sie nicht mehr täglich zu sehen; du wirst Sie immer weniger vermissen, und bald wieder frei in die Welt hinflattern. Welche Versündigung!

Als ich einige Tage unstät umhergeirrt war, fühlte ich sehr lebhaft, dass mir so am wenigsten mein Vorsatz gelingen würde. Zu Lander! rief ich aus, zu Lander. Rasch Postpferde vor meinen Wagen, und in anderthalb Tagen war ich da. Ich werde auf das angenehmste überrascht, zwei Offiziere in — schen Diensten bei ihm zu treffen; alte Bekannte von mir, mit denen ich vor drei Jahren die Kampagne machte. Ein Paar herrliche Jungens! Es fiel mir ein, wie oft ich mir, bei ihrer Unterhaltung im Felde gesagt hatte: je mehr man sich der richtigen Ansicht der

Menschheit nähert: desto mehr stösst man gegen die Urtheile der Schule, und trift mit denen des gesunden Verstandes zusammen.

Du kannst Dir denken, dass wir uns viel zu erzählen hatten. Die mannigfaltigsten Abentheuer, welche wir ehmals zusammen bestanden, wurden hervorgerufen. Wir waren ausgelassen; schwärmten acht Tage.

Aber mein Taumel blieb nicht ohne wache Zwischenräume, in die mich unwillkürlich ein anderer Geist, Leonorens Geist, weghob. Mit Schmerzen suchte ich mich gewaltsam von ihm loszuwinden.

Es schien mir Zeit, meine Verhältnisse in M. ganz abzubrechen, und das Land völlig zu verlassen. Ich gieng also hieher zurück, um noch einiges zu besorgen, theilte aber niemand meinen Vorsatz mit.

Natürlich war es nöthig, wenn ich mich hier noch einige Tage aufhalten wollte, auf den alten freundschaftlichen Fuss, in des Barons Hause zu seyn. Als ich bald nach meiner Ankunft hingehen wollte, erhielt ich eine Einladung in das v — sche Haus. Ich hofte die Familie des Barons ebenfalls dort zu treffen, und betrog mich nicht.

Die Gesellschaft war zahlreich. Erst nach einiger Zeit suchte ich Leonorens Blicke. Aber welch ein Blick von Ihr traf mich! Welcher Ausdruck in diesen Gesichtszügen! Das hatte ich nicht erwartet! Mädchen! Du bemühtest dich nicht, während unserer Trennung, das Bild des Freundes aus Deinem Gemüthe zu vertilgen. Du hast es indessen treulich bewahrt in Deinem Herzen, täglich, stündlich. Stets hat es Dich heilig umschwebt, während ich mich zu einem

abscheulichen Verräther an Dir erkünsteln wollte. Theures Mädchen! — Gustav! Meine lächerlichen, verdammlichen Vorsätze! —

Leonore gieng zum Klavier, präludirte sanft, und begann darauf in einer Melodie voll rührenden Verlangens, das einfache Lied:

* * *

Komm zurück mein Freund, Geliebter;
Ist mir doch so trüb allein!
Ach! die Sehnsucht meines Herzens
Giebt mir nur der Liebe Pein.
Schon entfloh zu lange Zeit
Fern der Liebe Seeligkeit.

* * *

Alle heil'gen Orte schaffen
Mir nur herbe Schmerzen jetzt;
Der Erinnrung Blüthen werden
Durch die Gegenwart verletzt;

Alles spricht mir in den Sinn,
Wie ich nun so einsam bin.

* * * *

Gönnt mir erst der schöne Abend
Jene Stille, jene Ruh,
Die des Menschen Brust erweitert,
Wir uns freier fliegen zu,
Wo an dieses Herz gedrückt
Einst mich hoch dein Herz entzückt:

* * * *

O dann ruf' ich: Trauter, Lieber!
Komm, mir ist so trüb allein.
Ach! die Sehnsucht meines Herzens
Giebt mir nur der Liebe Pein.
Hör' der Freundin zarten Ton,
Fern bist du zu lange schon.

Ich habe dies Lied noch nie von Ihnen gehört, sagte ich.

Auch lernte ich es erst in Ihrer Abwesenheit kennen, erwiederte Sie mit Erröthen und zitternder Stimme.

Bedeutend sah ich Ihr ins Auge, das sich halb niedersenkte. Ich kehrte mich dann schnell um, und zog mich stumm nach dem Hintergrunde des Zimmers zurück.

LV.

M —

Was ist das lieber Gustav? Ich kann mich nicht ganz deutlich gegen Sie erklären. Unmöglich! Und was daraus am Ende werden soll? Ich weiss selbst nicht.

Aber mir ist es, als wären alle Organe gelähmt, wenn ich vor Sie trette, und von meiner Liebe sprechen will. Durch Worte wird aber auch die wahre Liebe profanirt, die tiefe, verborgene, allmachtige.

Hundert Plane werfe ich in meinem Kopfe umher, wie ich mich Ihres Besitzes in einer schönen Zukunft versichern will. Es genügt mir keiner. Möge das blinde Spiel des Zufalls mich unterstützen!

LVI.

M —

Nein! Nein! lieber Freund! Es war von keiner üblen Vorbedeutung, dass ich mehrere Posttage ohne zu schreiben vorüber gehen lies. Höre nur, still, ehrfürchtig, liebend!

Ich trat in das gewöhnliche Aufenthaltszimmer der Familie, und fand niemand da. Eine Lieblingsarie, die ich unlängst Leonoren mitgetheilt, lag auf

dem Pulte des offenstehenden Flügels. Ich setzte mich nieder, spielte und sang, phantasirte fort, und kam immer wieder auf die aus der Tiefe des Gemüths ergriffenen Töne dieser Arie zurück. Ich war so innig bewegt, dass sich eine Thräne mir hervordrängte.

Leonore kam herein. Wir begrüssten uns still. Sie gieng an das Fenster. Ich stand auf und stellte mich Ihr zur Seite. Feierlicher als nie, zitterte der Schimmer Ihrer Augen hervor unter den Locken des braunen Haars, die sich über Stirne und Schläfe bewegten. Alle Ihre Gesichtszüge schienen mir reiner in einander verschmolzen. Der sanfteste weise Duft war von dem Halse herauf über das Kinn, in die mattere Röthe der Wangen gehaucht. Ihre Stimme klang unaussprechlich wohl; eine

liebliche Wehmuth schwebte über den Tönen.

Sie sah gerade vor sich, in die weite Landschaft, welche hinter der durchsichtigen Baum-Allee ausgebreitet lag. Dörfer, Saatfelder und Gehölze machten eine freundliche Perspektive. Die hohe Bergkette, welche der Himmel fest an sich drückte, war düster im Hintergrunde. Nur in einzelnen Streifen blickte die Sonne hell auf die Erhabenheiten der Gebirgsreihe. In grossen Massen schwammen dort langsam, abgerissene, dunkelgraue Wolken, und verloren sich zu uns her in weisen, immer leichteren Düften, die flüchtig dahintrieben.

Leonore schwieg. Sie schien in stillen Empfindungen vertieft. Da fasste ich scheu und leise Ihre Hand. Ich fühlte meinem Druck eine sanfte Bewegung

aus der Tiefe Ihres Herzens entgegenkommen.

Leonore! sagte ich, von dort und dort weg, in den unergründlichen Himmel hin senkt sich die Seele Deiner Augen, vertieft sich da und vergisst sich, göttlich beglückt von dem geheimen Geist der Schönheit! So fühle ich mich von Allem weg, nur allein in Dein Wesen verloren, Du Einzige, und kenne mich selbst nicht mehr; finde ausser Dir nicht Ruhe noch Seeligkeit —

Leonore! rief ich, und drückte heftig Ihre Hand an mein Herz, und fuhr in geschmeidigerem Ton fort: Du willst dieses Herz nicht begreifen?

Zwei, dreimal bewegte sich Ihre Hand schneller, stärker; ich umschlang Sie mit meinem linken Arm, Ihr Kopf neigte sich gegen meine Brust; mein Mund sank auf den Ihrigen; Ihr Busen

drängte sich woogend an mein Herz; alles Irrdische war verschwunden, ich vernahm nie gehörte Töne; mein ganzes Seyn war Eine unendliche Harmonie.

LVII.

M —

Nun ist es Zeit von jenen hundert Plänen, die sich in meinem Kopfe durchkreuzen, Einen zu ründen und auszuführen.

Darüber ist keine Frage mehr, dass ich ewig mit dem Mädchen vereint seyn muss. Aber das wie? zerquält mir noch immer den Verstand.

Es ist nicht daran zu denken, dass die Eltern Sie mir überlassen. Ich habe

unterdessen mehr erfahren. Ihr Plan mit dem Obristen nähert sich auch seiner Reife. Die Tante ist in infamer Bewegung. Ich bitte euch ihr Leute, zaudert nur noch ein wenig, und meine Mine springt zuerst.

Sie ist mein! Sie ist mein! Ihr Gemüth hat sich in dem meinen aufgelosst; meine Seele hat mit hoher Glut die ihrige ergriffen, und verjüngt sind beide in Einem Wesen aufgeblüht. Wer will uns trennen?

LVIII.

M —

Mein Vorhaben ist seiner Ausführung nahe. Lander ist mir dabei unentbehrlich. Und wie immer, wenn es darauf

ankam, etwas für seine Freunde zu thun, war er auf den ersten Wink bereit. Er ist schon in der Nähe. Ausser Dir und ihm wüsste ich in solchen Fällen auf niemand sicherer zu rechnen. Du bist diesmal nur etwas zu weit entfernt.

Ich habe viel zu thun. Ich weiss nicht recht, was ich Dir schreibe. Doch musst Du einige Zeilen erhalten. Leonore kennt noch nicht den ganzen Plan. Ich zeigte Ihr ihn nur von ferne; aber ich erwarte Alles von der Allmacht Ihrer Liebe.

LIX.

M —

Liegt es an mir, dass ich in jedem, der mir nahe kommt, einen Laurer auf meine Schritte erblicke? Vielleicht dar-

um, weil ich in der That mit heimlichen Anschlagen umgehe. Oder argwohnen sie wirklich, dass etwas Besonderes im Werk ist, und sehen mich deswegen mit solchen SbirrenBlicken an?

Ich mache alle Zurüstungen und habe noch nicht *Leonorens* völlige Einstimmung. Sie sieht es wohl ein, dass Ihre Eltern nie in unsre Verbindung willigen werden, nicht kommen: sie scheut die List der Tante, und schauert vor der Hand des Obristen.

Aber sich nun erst wegzukämpfen, was Ihr zartes Herz mit grosser Kraft zu den elterlichen Herzen zieht; sich selbst gewaltsam alle die kleinen Bande zu zerschneiden, welche das Familienglück so vielseitig verbinden, dies betaubt sie noch entsetzlich.

Ich sehe Sie schwankend durch das Haus schreiten. Ihr Auge gesenkt, die

zu-

zurückgezwungene Thräne wieder halb vordringend.

Mädchen! Mädchen! Die Liebe richte Dich auf. Komm an mein Herz. — So! — Nun, ertragen wir Alles. Nun lass das alte Glück verschwinden. Ein neuer Himmel wölbt sich über Dir, eine neue Erde erhebt sich zu Deinen Füssen. In ihnen seyen für Dich alle Schätze der Natur.

Fort! Fort! Leonore. Dort sind sie, dort über den Alpen, jenseits, in den ewig treu Dich umschlingenden Armen deines Geliebten.

LX.

T —

Lebewohl, lieber Gustav! Lebewohl! Die Sache ist entschieden, glücklich entschieden. Wir haben uns losgewunden aus den Fesseln.

Ich schreibe Dir hier dreisig Stunden entfernt von Leonorens Vaterstadt, an Leonorens Seite. Lander hat uns bis hieher begleitet, und ist nun zurückgereisst. Nur Er und Du sollt künftig zuweilen von mir hören, ohne zu erfahren wo ich bin.

Du erwartest, nachdem ich Dich hieher zu mir versetzt habe, keine umständlichen Berichte, keinen weitläufigen Brief. Du sollst einmal Alles genau hören, zu seiner Zeit, bei gehöriger Muse.

Ich hoffe, wir sind in wenig Tagen an unserm künftigen Aufenthaltsorte.

Es war Alles zweckmäsig eingeleitet. Sobald Leonore sich entschieden erklärt hatte, zögerte ich keinen Augenblick mit der Ausführung. Die Eltern konnten unsere Flucht erst am andern Tage inne werden. Sie waren nach dem Landguthe gefahren, und wollten dort übernachten. Leonore schützte Kopfweh vor, blieb zurück, und die übrigen Hausgenossen standen uns wenig im Wege.

Wir haben die Eltern durch hinterlassene Briefe über unser Schicksal zu beruhigen gesucht. Zugleich haben wir ihnen die Hoffnung benommen, uns an der Ausführung unsers Vorhabens hindern zu können.

Ich sage Dir nichts Weitläufiges über die Erfüllung meiner schönen Träume, noch über das Leben in meinem

nahen Arkadien. Dort werde ich gleich den alten Göttern in einem seeligen „far niente" die Welt überschauen und geniesen. Du verstehst, was das heisst.

Oder könntest Du wirklich mit einem klugen Lächeln Deinen Freund bedauern, dass er nur allzufrühe aus seinen Träumen erwachen werde?

Es sey darauf hin gewagt. Ich drücke Dich trotz allen zu fürchtenden Ermahnungen an mich, und rufe Dir aus diesen feierlichen Gebirgen noch ein feierliches Lebewohl! zu, das Dir aus der Fülle meines Herzens entgegenkommt.

Gustav! Sieh hier Leonoren in meinen Armen! Angeweht von Ihrem unschuldigen Athem, durchbebt von Ihrem entzückenden Kuss, — noch einmal Dir dies Lebewohl! und diese Thräne Leonorens statt der Unterschrift auf dieses Blatt.

Der Knabe
Antonio.

Ein Mährchen.

Erstes Kapitel.

In Welschland, wo es überaus anmuthige Gegenden giebt, hatte der Graf von Villano ein schönes Ritterguth in einer sehr freundlichen Landschaft. Als des Grafen Gemahlin bald, einige Jahre nach ihrer Vermählung gestorben war, besass er nichts liebers auf der ganzen Welt, als seinen einzigen Sohn, ein Kind von ungefähr drei Jahren. Der Graf nahm sich recht vor, alle mögliche Sorgfalt auf seinen Sohn Antonio zu verwenden, damit er seine Vorfahren, unter denen viele berühmte Männer waren, noch alle an Ruhm übertreffen und seine Familie zu der ersten, glänzendsten in

ganz Welschland erheben möchte. Es musste ihm also der Antonio fast beständig unter seiner eigenen Aufsicht seyn. Da erzählte er dem Kinde viele schöne Historien von seinen Grosvätern, wie diese in den Krieg gezogen seyen, und ausserordentlich tapfer gegen die Feinde gestritten hätten, und mehrere darunter mit Wunden bedeckt auf dem Schlachtfeld todt geblieben wären; worüber der Antonio keine sonderliche Freude empfand.

Auch erzählte er ihm von andern seiner Vorfahren, die gleichfalls Soldaten gewesen, und wieder glücklich aus den Kriegen zurückgekommen; hernach aber von Fürsten und Königen zu Ministern berufen worden, um an ihrer Seite Land und Leute zu regieren; weil sie als sehr thätige, geschickte und rechtschaffene Männer zugleich bekannt waren. So

seyen sie nun von viel tausend Leuten gepriesen, denen sie Gutes erzeigt, und von Vornehmen und Geringen geehrt, endlich gestorben. Und noch jetzt lese man ihre Nahmen mit grosen Lobsprüchen in den Geschichtsbüchern, worin die Handlungen vortreflicher Menschen aufgezeichnet wären.

Der kleine Antonio sah oft einen andern Weg, wenn sein Vater, der Graf von Villano so zu ihm redete; welches wohl zu verwundern ist: denn es schien ihm die Zeit lange zu werden bei diesen vortreflichen Historien. Und sein Vater merkte dies auch, dachte aber: mein Antonio ist noch ein junger Knabe, dem muss ich wohl auf andere Art Freude machen; und kaufte ihm ein niedliches Pferdchen. Das war ganz braun, und herausgefüttert so rund, und sauber gehalten, dass es glänzte.

Dazu lies er ihm einen sehr hübschen Sattel und Zaum machen, auf der Stirne mit silbernen Plättchen; und an dem Hals herunter hiengen weise kleine Muscheln, eine an der andern, und die Steigbügel waren ausnehmend blank. So lies er ihm das Pferdchen vorführen, das war an des Antonio Geburtstag, als er neun Jahr alt wurde; und sein Vater sagte zu ihm: Hier hast du dein Geburtstagsgeschenk. Setze dich auf das Pferdchen, und tummle es herum, das soll dich wohl sehr ergötzen.

Wirklich gieng auch Antonio mit einem recht freundlichen Gesicht um das schöne Thierchen hin und her, betrachtete es von allen Seiten, und sagte: es gefallt mir sehr wohl. Nun! erwiederte der Graf von Villano, so setze dich einmal drauf und probire, wie es so lustig mit dir herumspringen wird.

Ach nein! ach nein! schrie Antonio, ich falle herunter; und er konnte durch alles Zureden nicht bewogen werden, sich aufzusetzen. Hierüber wurde der Graf endlich erzürnt, lies das prächtige Pferdchen wegführen, und sagte: so sollst du dies Thier nicht, und nichts mehr haben, was einen munteren Knaben ergötzen kann, und magst nur immerhin den ganzen Tag auf deiner Pfeife lullen, oder in der Küche sitzen.

O ja! lieber Vater, rief Antonio, lass mir nur meine Pfeife: ich will dir auch ein schönes Stückchen darauf spielen, wenn du mir schon kein Zuckerbrod dafür giebst, wie die alte Sylvia.

Antonio hatte nämlich unter den mancherlei Sachen, welche ihm sein Vater schenkte, um damit zu spielen und sich zu vergnügen, auch eine Pfeife er-

halten, von schneeweisem Elfenbein mit zwei goldenen Ringen, und das Pfeifchen gab Tone von sich, wie die Kehle eines Kanarienvogels. Antonio trug das Pfeifchen stets bei sich, an einer roth und schwarz seidenen Schnur, woran es ihm auf dem Rücken hieng, und so oft ihn die Lust ankam, darauf zu spielen, zog er nur die Schnur etwas herum, und nahm es an den Mund. So blies er fast den ganzen Tag, wo er sass und gieng, und die alte Sylvia, die seine Amme gewesen war, lobte ihn gar sehr darum, und murmelte ihm selbst viele Liedchen so lange vor, bis er sie spielen konnte. Dabei wusste sie ihn noch aufzumuntern durch allerlei gute Leckerbissen, die sie für ihn aufsparte und ihm gab, wenn er recht geschickt gewesen war, wie sie zu ihm sagte, und wieder ein neues Stückchen blasen ge-

lernt hatte. Ach! der liebe Antonio, rief sie öfters aus, ist doch ein gar scharmanter junger Herr. Wie werden den die Leute so lieb haben, wenn er einmal gros ist, und so schöne Dinge kann! Wobei sie ihn in ihre Arme schloss, und ihn herzlich küsste und drückte. Welches dem jungen Antonio wohl gefiel, und sich das Zuckerbrod treflich schmecken lies, vorzüglich die Makronen, welche er allem andern vorzog.

Der Graf von Villano war seit dem letzten Geburtstag seines Sohns über das, was sich an demselben zugetragen, ganz traurig geworden. Er dachte bei sich selbst: nun werden mir auch nicht im geringsten meine Hoffnungen erfüllt, die ich von dem Antonio hegte; nämlich ihn als einen verständigen und muthigen Mann sich zu hoher Ehre empor-

schwingen zu sehn. Auch konnte sich der Graf von Villano seit dieser Zeit nicht mehr so viel mit dem Antonio beschäftigen und ihm erzählen, weil doch die schläfrige Gemüthsart dieses jungen Menschen gar nicht zu solchen Dingen geneigt schien.

Antonio sass also nun meistens bei der alten Sylvia, die ihm viele seltsame Historien von Gespenstern erzählte, wobei ihm oft angst und bange wurde; dann musste er der Alten wieder etwas vorpfeifen, und bekam dafür allerlei Süssigkeiten. Oder er gieng auch öfter wohl mehrere Stunden in dem Garten einher, der sich auf der einen Seite um das Landhaus zog, und lullte immerfort auf seinem Pfeifchen.

Nun war der Graf von Villano eines Tags weggeritten zu einem Bekannten in der Nachbarschaft. Er erschrack

nicht wenig, als er Abends nach Hause kam; und ihm die alte Sylvia bei seinem Eintritt in das Haus, mit Händeringen und häufigem Thränenvergiesen entgegenschrie: "Ach wir unglücklichen Leute! Wir sind alle verloren!" Wobei die gesammte Dienerschaft mit ängstlichen Gesichtern um sie her stand; und Aller Augen auf den Herrn Grafen gerichtet waren. Dieser konnte gar nicht begreifen, was dies bedeuten solle. Er fragte heftig bald diesen, bald jenen, was denn eigentlich vorgefallen sey? und schüttelte einen und den andern seiner Diener an dem Arm, als sie so stumm da standen.

Endlich brach die alte Sylvia in neues Jammern aus, und konnte kaum vor Schluchzen diese Worte hervorachzen: "Herr! bringt uns alle um: denn wir haben euern herzliebsten Sohn Antonio verloren." Da entsetzte sich der

Graf. Und als er erfuhr: Antonio sey Vormittags wie gewöhnlich in dem Garten gewesen, dann aber nicht zum Mittagsessen gekommen, worauf man ihn den ganzen Nachmittag im Haus und Garten allenthalben gesucht, und nicht gefunden — so entschloss sich der Herr Graf von Villano selbst, sogleich noch diesen Abend den ganzen Wald zu durchstreifen, der an seinen Garten stieß. Er befahl also seiner gesammten Dienerschaft, dass sie sich schnell mit Fackeln und allerlei Waffen ausrüsten solle; denn man konnte nicht wissen, ob vielleicht Räuber seinen Sohn gestohlen. Als nun Alle bereit waren, stellte sich der Graf von Villano an ihre Spitze, mit einem Säbel bewafnet. Zwei seiner Diener mussten neben ihn treten, welche brennende Fackeln hatten, und so zog er mit diesen voraus durch den Garten nach dem

dem Walde, und seine übrigen Diener folgten ihm in einem ansehnlichen Zuge, alle mit brennenden Fackeln, welches feierlich aussah: denn es war eine sehr dunkle Nacht.

Zweites Kapitel.

Die alte Sylvia hatte ihrem lieben Antonio wohl eingeprägt, sich immer mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu versehen, wenn er aus dem Hause gienge, und es auch besonders niemals zu vergessen, wenn er sich ins Bette legte. Denn dadurch, sagte sie, werden alle Unholde, Feen und sonstige böse Gespenster von den frommen Kindern

abgewehrt, und können ihnen mit ihrem Trug nichts anhaben. Auch darfst du dich nicht zu weit von unserm Hause entfernen, fuhr sie fort: denn in unserer Gegend herrscht eine Fee, die besonders den frommen Knaben nachstellt.

Antonio wollte wissen, was denn eine Fee sey? Da sagte ihm seine getreue Amme: Die Feen wären Wesen von übermenschlicher Abkunft, Geister, die grose Macht und Schätze besäsen, sich über der Erde und unter der Erde aufhielten, und durch ihre Zauberei allerlei Gestalten von Menschen, Thieren und Gewachsen annehmen konnten, welche sie wollten. Antonio hörte ihr fleissig zu, als sie so redete, und sagte zu ihr: ich will gewis nie vergessen, das Kreuz zu schlagen, damit mir die Feen nichts anhaben können.

An dem Tage, da der Graf von Villano zu einem Bekannten in die Nachbarschaft geritten war, machte sich die alte Sylvia besonders viel zu schaffen mit ihrem Liebling Antonio. Nachdem er fast den ganzen Morgen bei ihr zugebracht, sagte sie zu ihm: gehe nun ein wenig in den Garten mein Engels-Kind; aber nicht weit von dem Hause. Ich werde dir bald nachfolgen, und muss nur hier erst noch reines Tischzeug für das Gesinde herausgeben. Adieu! mein süses Kind!

Antonio gieng in den Garten, schlich so nach seiner Gewohnheit hin und her, und lullte bestandig auf seinem Pfeifchen. Auf einmal kam es ihm vor, als ob er noch jemand in seiner Nähe auf demselben Instrumente spielen hörte. Er kehrte sich nach der Seite hin, wo die Töne herkamen; da sah er nichts, als

ein Beet von Tulpen, die in den prächtigsten Farben die Augen ganz verwirrten. Aber die schönen Blumen bewegten sich auf ihren langen grünen Stengeln hin und her, und man hatte glauben sollen, in den bunten Kronen der Tulpen müssten kleine Wesen sitzen, welche sich schaukelten, und eine gar liebliche Musick machten, so deutlich kamen jetzt die mannigfaltigsten Töne aus dem Blumenbeete.

Antonio war sehr verwundert, und ergötzt über dieses Konzert, und wollte gern die Geschöpfe näher betrachten, von welchen die überaus angenehmen Instrumente gespielt wurden. Er trat zu den Tulpen hin, und erofnete einige; fand aber gar nichts Lebendiges darin, was eine solche Musick hatte machen können. Als er noch erstaunt da stand, und nicht wusste, was er dazu

sagen sollte; hörte er nach dem Walde hin, der sich dem Garten anschloss, sein Lieblingsliedchen pfeifen. Zugleich sah er in dem Gebüsche die Gestalt einer alten Frau, welche ihm seine getreue Amme Sylvia zu seyn schien. Da lief er schnell nach ihr zu, und rief aus: o höre doch einmal Sylvia! welche schöne Musik!

Die alte Frau hatte vollkommen das Ansehen der Sylvia, ihre breite Stirne, Runzeln um die kleinen Augen, ihre lange Nase, die Lippen in den Mund eingefallen, weil keine Zähne mehr darin waren, das spitzige Kinn, gerade wie das Gesicht der Amme; so dass, wenn die beiden alten Weiber neben einander gestanden, man keine von der andern hätte unterscheiden können. Auch die Kleider von derselben Farbe und Zuschnitt hiengen um den gekrümmten,

schlotternden Körper des alten Weibchens im Gebüsche, wie die Sylvia alle Tage im Hause erschien. Es ist also nicht zu verwundern, dass der junge Antonio sie für dieselbe hielt, und sie anredete.

Nur hatte die alte Frau hier am Walde, dies Besondere, dass ihr über die linke Schulter bis zu den Füsen herab, ein breites dunkles Band hieng, worauf allerlei wunderliche Zeichen in stralender Feuerfarbe abgebildet waren. Auch hielt sie in der rechten Hand eine kleine Pfeife von derselben Gröse, wie die des Antonio, nur war ihr Pfeifchen von Gold, statt von Elfenbein, und die zwei Ringe darum, von eingesetzten blitzenden Demanten.

Als der Antonio zu ihr hineilte, konnte er ihr nicht ganz nahe kommen: denn sie bewegte sich immer in einer

gewissen Entfernung sehr schnell fort, ohne dass sie lief, welches auch bei ihrem Alter nicht wohl hätte geschehen mögen; sondern sie schwebte nur über den Boden hin, ohne ihn zu berühren. Sie sprach kein Wort, und bewegte sich immer tiefer dem Wald hinein. Antonio rief einmal über das andere: so warte doch Sylvia, warte doch! Allein da fieng die Alte an, auf ihrem goldenen, mit Demanten besetzten Pfeifchen zu spielen, und schwebte immer fort, zwischen Bäumen und Gebüschen, auf breiten und schmalen Wegen die Kreuz und Queere; und der Knabe auf eine unbegreifliche Weise ihr stets nach in vollem Lauf.

Plötzlich war die Alte jetzt verschwunden, und Antonio stand ganz allein mitten im Wald vor einem ziemlich hohen Hügel. Dieser Hügel lag

völlig frei, kein Baum und kein Strauch wuchs darauf. Er war blos von Felsen und Sand, und nur weniges Moos sah man auf dem Felsen hier und da. Erst zwanzig Schritte von dem Fuse des Hügels fiengen die Bäume des Waldes wieder an, und standen so rund umher, in dieser Entfernung, als wären sie mit Vorbedacht auf solche Art geordnet, um den unfruchtbaren Hügel einzuschliesen.

Dem Antonio war erschrecklich zu Muthe in dieser Einsamkeit, und seine Brust gewaltig beklemmt, dass er sehr kurz und häufig athmete, und ihm schon einige Thränen aus den Augen fielen, welches bei einem solchen Knaben sehr natürlich scheint. Nun sah er sich rund um, in seiner erbarmungswürdigen Angst, und getraute sich nicht von der Stelle zu bewegen; zugleich kam ihn ein Zittern an, am ganzen Leibe. Auf ein-

mal rauschte es hinter ihm in dem Gebüsche, er drehte sich schnell, doch nur halb um, und es däuchte ihm, als ob ein langer, langer krummer Wurm mit Flügeln auf dem Rücken, und einem ungeheuern Rachen, und einer feurigen Zunge auf ihn los schösse — Da brachte ihn die neue gar zu entsetzliche Angst zum Schreien. Ach Sylvia! Sylvia! er frisst mich! sties er gar sehr kläglich hervor.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so that es einen fürchterlichen Knall, als wie ein starker Donnerschlag, und der Hügel war mitten von einander geborsten. Da sah man eine weite Höle, welche sehr tief hinter zu gehen schien. So weit das Tageslicht hineinleuchtete, konnte man nur grose Felsenstücke erkennen, von denen einige oben herabhiengen, andere unten auf dem Boden

zerstreut lagen. Doch schien ein gebahnter Fussweg an den Felsenstücken vorbeizuführen, den man aber bald in der Finsterniss nicht mehr erkannte. Tief hinten bewegten sich einige schwache Flammchen in der Dunkelheit.

Antonio war bei dem entsetzlichen Knall auf den Boden gestürzt, und würde sich ohne fremde Hülfe so bald nicht erholt haben. Allein das alte Weibchen in Gestalt der Sylvia, stieg aus der Höle hervor, streichelte ihn mit der linken Hand dreimal die beiden Wangen, und blies mit dem goldenen Pfeifchen dreimal einen hellen Ton in seine beiden Ohren, wovon er sich wieder aufrichtete, als wenn ihm gar nichts vorher geschehen wäre.

Indem Antonio von der Erde aufstand, hatte die Alte sich in die Höle zurückgezogen, gerade bis dahin, wo

das Tageslicht und die Finsterniss zusammentrafen. Sie fieng sogleich an, das Lieblingsliedchen des Antonio zu pfeifen. Dieser so angenehm überrascht, richtete einen Blick auf sie; und als er sie erkannte, rief er aus: o meine liebe Sylvia! komm, und gehe mit mir nach Haus!

Die Alte schüttelte dagegen den Kopf, und winkte mit der Hand, er möchte zu ihr kommen. Sie fieng darauf an, solchergestalt vortreflich und bezaubernd zu pfeifen, zu gleicher Zeit liesen sich noch eine Menge anderer lieblicher Instrumente dort unten vernehmen, und die Flammchen in der Höle vermehrten sich immer mehr und mehr, als wenn ein neuer Sternenhimmel sich hier aufthäte; dass Antonio gar nicht daran dachte, sein Kreuz zu schlagen, sondern, als wie von überirr-

dischen Mächten fortgezogen, in die Höle hineintrat.

Kaum war er zwei Schritte vorwärts gegangen; so ertönte ein noch weit schrecklicherer Donnerschlag als kurz vorher. Der Knabe machte eine Bewegung, als ob er aus der Höle zurückspringen wollte; aber da schlugen die Felsen über ihm zusammen, und der Hügel sah wieder vollkommen aus, wie gewöhnlich: so dass auch kein Sandkörnchen verrückt war, wodurch man hätte abnehmen können, als ob der Berg einmal gespalten gewesen wäre.

Drittes Kapitel.

Auf diese Art kann man sich leicht vorstellen, wie vergeblich die Nachforschungen des Grafen von Villano gewesen seyn müssen. Er streifte mit seinen Leuten durch den ganzen Wald, der über zwei Stunden im Umfange hatte. Da blieb auch kein Fuspfad unbetreten, kein Buschwerk undurchsucht, nach allen Seiten hin hatten sie sich vertheilt, und kamen dann wieder zusammen; aber immer ohne tröstliche Nachricht für den Grafen von Villano, der sich über den Verlust seines Sohnes höchlich betrübte. Auch an dem Hügel war der Graf schon zweimal gewesen; konnte sich

aber nicht einbilden, dass sein Sohn Antonio darin möchte seyn verschlungen worden: denn es war auch nicht das geringste Zeichen einer Veränderung an dem Berge wahrzunehmen.

Unterdessen brach die Morgenröthe hervor. Der Graf durchzog mit seiner Dienerschaft noch weit die Gegend ausser dem Walde, und näherte sich endlich wieder seinem Schlosse. Er und seine Diener hatten ziemlich das Aussehn von Leuten, die eine ganze Nacht ungewöhnlich zugebracht haben. Haare und Kleider in Unordnung, die Augen trübe, nur halb geöffnet, und mancher bemerkte erst jetzt, dass er verschiedne Stücke von seinem Anzuge in dem Walde zwischen den dornigten Hecken und Sträuchern hatte hängen lassen. Auch waren sie allesamt mit Betrübniss erfüllt, das man deutlich in ihren Gesichtern eingedrückt

sehen konnte: denn sie liebten ihren Herrn, dem jetzt so groses Leid widerfuhr.

Als die Sylvia, welche wegen ihres Alters zurückgeblieben war, den Herrn Grafen mit den Uebrigen in diesem Aufzuge aus einem oberen Fenster des Schlosses ankommen sah; ahnte ihr sogleich nicht viel Gutes. Sie wendete sich bald auf diese, bald auf jene Seite, um ihren lieben Antonio unter dem Haufen zu erkennen, und meinte immer, er müsse von einem oder dem andern verdeckt werden, an dessen Seite er gienge. Während sie so ihre Augen anstrengte, und doch nichts von dem Knaben wahrnehmen konnte, kam der Zug dem Schlosse immer näher. Sie nahm derowegen ihre Brille von der Nase, (welcher sie sich bediente, weil ihr Gesicht mit den Jahren schon etwas blöde geworden

war) und schlotterte die breite Treppe herunter nach der grosen Hausthüre.

Die getreue Amme hatte noch gehoft, ihre Augen möchten selbst mit Hülfe der Brille nicht scharf genug gesehen haben, und war darum, so viel ihr möglich herabgeeilt, um ihren Antonio in die Arme zu schliessen.

O du gebenedeiete Jungfrau! Welches Unglück ist diesem Hause widerfahren! rief sie jetzt aus, als der Herr Graf von Villano nun vor ihr stand, und sie in seinem und der Diener Antlitz das Herzeleid lesen konnte, über das verlorne Kind, welches sie nicht gefunden hatten. Ach! ich allein bin Schuld an diesem Unheil, fuhr sie fort zu wehklagen, weil ich das Kind von meiner Seite lies, das mir anvertraut war.

Der Graf, um sich von ihrem Jammern zu befreien, gieng in das Haus

ohne ein Wort zu sagen; und die Dienerschaft zerstreute sich wieder zu ihrer verschiedenen Arbeit. Doch wurden einige Diener sogleich auf das Zimmer des Grafen berufen, welche er als reitende Boten zu allen seinen Bekannten in die Gegend umherschickte; damit sie Nachricht brächten, ob sich etwan Antonio zu einem oder dem andern verirrt habe, oder ob man gar nichts von ihm wisse.

Während nun Graf von Villano in grossem Unmuth auf seinem Zimmer sass, trat Cettina, sein alter Hausmeister, zu ihm, und sagte: Herr, ihr mögt euch wohl mit Recht über diese Vorfallenheiten sehr bekümmern; aber ich glaube, ihr findet euern Sohn Antonio, unsern geliebten jungen Herrn, hier oben auf dieser Erde nicht wieder.

Wie so? erwiederte der Graf.

Da fuhr der Hausmeister Cettina fort: Ich habe schon von den ältesten Leuten in dieser Gegend gehört, dass unser Wald von jeher sehr unheimlich gewesen. Die unsichtbaren Geister haben ja mancherlei Macht in Feuer, Luft, Erde und Wasser. Lasst mich einmal an dem unfruchtbaren Hügel mitten im Walde nachgraben. Denn mit diesem Hügel hat es gar wundersame Bewandtniss. Alle Jahre an dem ersten Adventssonntage thut er sich um Mitternacht ganz von einander; wo sich alsdann immer viele seltsame Dinge in der Gegend begeben. Kommt man aber am andern Morgen dahin; so ist auch kein Merkmal mehr zu sehen, wie der Berg geöffnet war. Schon Mancher ist aus der hiesigen Gegend verschwunden, und

nicht wieder an das Tageslicht gekommen, welcher ohne Zweifel von dem Berg verschlungen worden; denn es soll eine mächtige Fee darin wohnen.

Schweig mir von diesem Fabelwerk, sagte der Graf: denn du sollst wissen, dass ich solche Mährchen nicht hören mag.

Worauf der Hausmeister Cettina antwortete: Erzürnt euch nicht, gnädigster Herr, und erlaubt mir nur, dass ich an dem Hügel graben darf, welches in keinem Falle zum Nachtheil gereichen kann, da er ohnehin unfruchtbar ist.

Da sagte der Graf mitleidig und nachsichtig: Gehe nur hin, alter, abergläubischer Mann, und thue, wie dir gut däucht.

Hierüber war Cettina sehr vergnügt, und nahm eine grosse Anzahl Arbeiter mit sich in den Wald, welche er

antrieb, emsig mit ihren Hacken und Spaden an dem Hügel zu arbeiten.

Die reitenden Boten, welche der Graf ausgeschickt hatte, kamen zurück, und brachten viele Versichrungen von allen den Herrschaften, bei welchen sie herumgeritten waren, wie leid ihnen der Verlust thue, den der Herr Graf von Villano erlitten; allein sie hätten nichts, weder gehört noch gesehn, von dessen einzigem Sohne Antonio. Dies konnte indessen den Grafen nicht bewegen, dem mehr Glauben beizumessen, was sein Hausmeister Cettina von dem Hügel und der Fee gesagt hatte.

Nachdem der Hausmeister mit seinen Arbeitern drei Stunden lang unter grosser Austrengung den Sand rund um die Felsen aufgewühlt, konnten sie nicht weiter in den Boden eindringen. Denn sie waren jezt auf nakten Felsen gesto-

sen, den keine menschliche Macht schien zertrümmern zu können. Dies machte den Cettina sehr traurig, weil er jezt unverrichteter Sache wieder abziehen musste.

Da siehst du nun sagte der Graf zu dem Hausmeister, als dieser ihm jene Nachricht hinterbrachte, zu welchen unnützen Thorheiten deine abergläubischen Meinungen hinführen. Lasse mir künftig dergleichen, und denke auf klügere Anschläge in meinem Haushalt. Obgleich dein Vorhaben gut gemeint war.

Nunmehr hatte der Graf fast alle Hofnung verloren seinen Sohn wieder zu erhalten. Er dachte aber beständig noch darüber nach, auf welche Weise er um dieses Kind gekommen sey. Je mehr er nun darüber nachdachte, desto unbegreiflicher kam ihm dieser Verlust vor; so dass er sich endlich entschloss etwas vor-

zunehmen, wodurch sein Gemüth von diesem Gegenstande abgezogen würde; wie solche Entschliesung auch von einem verständigen Manne zu erwarten war.

Demnach befahl der Graf von Villano seinen Dienern, sogleich alles Reisegeräthe in Ordnung zu bringen, und nach einer halben Stunde setzte er sich in den Wagen, und fuhr zu dem Hofthore seines Schlosses hinaus.

Viertes Kapitel.

Sobald Antonio in der Höhle war, und diese sich unter einem starken Donner wieder geschlossen hatte, entstand unten ein entsetzliches Tosen, das bis in den Mittelpunkt der Erde hinab zu brausen und immer wieder aus der tiefsten Entfernung dumpf, und alsdann laut und immer lauter hervorzuquellen schien. So stieg das Tosen auf und nieder. Alle Flämmchen die vorhin unzählbar geschimmert hatten, waren verloschen und das Weibchen verschwunden. In dieser schauerlichen Finsterniss und gräslichem Getöse, fühlte sich Antonio plötzlich, wie von einem Wirbelwind ergriffen,

der ihn unbeschreiblich schnell stets in einem Kreise herumschleuderte. Der Wind hatte ihm gewaltsam die Beine in die Höhe gehoben, dass er jetzt frei in der Stellung umherflog, als ob er auf dem platten Boden sässe.

So wurden unter diesen Zuständen dem beklagenswürdigen Knaben alle Sinne betäubt, und er verspürte nur das Einzige, dass er bei dem wüthenden Wirbeln seines Körpers stets tiefer abwärts sank. Und dies Versinken mit allen übrigen Schrecknissen wollte gar kein Ende nehmen: als ob der Antonio zu der Erde hinaus in einen völlig leeren Raum getrieben worden.

Allmählich lies nun das Wirbeln nach, so dass er in immer grösseren Kreisen langsam schwebte, und endlich nur ganz ruhig und leicht von den Weilen einer sanften Luft gewiegt wurde, wie

ein Schwan von den Wellen des Teichs, die ein Sommerlüftchen darüber hinweht.

Als er nun wieder seiner Sinnen mächtig geworden, bemerkte er die ganze ausgebreitete Tiefe unter sich mit lauter Sternen übersäet, wie man nur zuweilen in recht heiteren Nächten den Himmel über sich angefüllt sieht. Und je tiefer er in die SternenWelt hinabschwebte, desto mehr wölbte sie sich um ihn und über ihn auf allen Seiten.

Endlich kam er den Sternen unter sich so nahe, dass er glaubte sie mit den Füssen berühren zu müssen, wenn er gerade niedertretten würde. Er machte den Versuch. Und kaum hatte er mit den Fusssohlen diese Sternenflammchen berührt: so entstand ein Zischen von den tausend und tausendtausend Flämmchen die unten und oben und auf allen Seiten ihn umschimmerten, als wenn sie alle

Raketen wären, die man jetzt abbrennte. Unter diesem sausenden Gezisch flossen die unzähligen Lichter in eine glänzende Masse zusammen, welche so blendend war, dass die Augen eines Menschen erblinden mussten; wenn sie lange davon wären umgeben gewesen. Aber plötzlich liess sich ein schmetterndes Rasseln hören, wie oft kurz vor einem Hagelwetter in der Luft gehört wird, das mit Einem Ruk endigte, und sogleich war das ganze erstaunliche GlanzGewölbe vernichtet, und Antonio stand auf festem Boden, an den Ufern eines langen und breiten Sees.

Es schien eben Morgen zu seyn. Eine sehr angenehme Heiterkeit gieng von den Bergen aus, welche in grosser Entfernung die Grenze der einen Seite des Sees machten. Schwanen und sonst allerlei fremdes schönes Gevögel schwam-

men darauf hin und her; auch zeigten sich weiterhin kleine Gondeln, die mannigfaltig durch einander kreuzten, und worauf viele kleine Menschen in ausserordentlicher Bewegung waren. In dem See lagen mehrere Inseln, welche von weitem wie Lusthaine erschienen. Und so viel man von dem jenseitigen Ufer bemerken konnte, war dasselbe fruchtbar an Bäumen, welche auch noch meist die ferneren Hügel bedeckten.

Hier, wo Antonio sich befand, zog eine unabsehbare Allee von dreifach hintereinander stehenden Pappeln, längs dem Ufer hin. Die Allee war sehr breit, und die Spitzen der gerade aufsteigenden Bäume bewegten sich hoch in den Lüften. Weiter unten schienen sie immer kleiner zu werden und der schongeebnete breite Gang sich immer mehr zu verengen. Viele Wege führten zwischen

den Baumen durch, in ein dichtes Gehölze, wo alle Zwischenräume der Blatter und Zweige von einem Purpurschimmer angefüllt, das feierliche Dunkel erhellten.

Antonio sah bald nach dem See, bald nach dem Gehölze hin, und horte zu seiner nicht geringen Verwunderung seinen Namen rufen.

Antonio! Antonio!
Knablein fromm,
Knablein komm,
Antonio! Antonio!

Dü! Dü! Dü! Dü! Tireli! Tireli! Tireli!

So scholl es aus dem Geholze, als ob ein ganzes Chor Nachtigallen ihm dies zugesungen hatte.

Darüber kam dem Antonio ganz unwillkührlich die Lust an, sein Pfeifchen hervorzuholen, das ihm bei allen seinen bisherigen Begegnissen unversehrt

über der Schulter hängen geblieben war. Kaum hatte er einige Töne herausgebracht; so erschien zwischen den Bäumen aus dem Gehölze her, ein Kind von ungefehr drei Jahren, welches auf einem Panterthier ritt und noch ein anderes Panterthier an einem grünen Bande führte. Das Kind hatte ein ausnehmend liebliches Gesichtchen, um welches sich die blonden Haare leicht hinringelten. Sein weiser Hals war blos, und das himmelblaue Kleidchen, welches um den Körper flatterte, schloss sich an den Ellenbogen mit ein Paar blassrothen Schleifen. In der rechten Hand hielt es eine purpurrothe Gerte, und mit der linken das Band, an welchem es das andere Panterthier führte.

Das freundliche Kind deutete dem Antonio mit der Gerte auf das schöngeflekte Panterthier, und sagte: "Setz

dich darauf!" Sogleich erscholl wie aus hundert und hundert NachtigallenKehlen der deutliche Gesang:

Antonio! Antonio!
Setz dich drauf!
Schnell hinauf!
Hör uns fein:
Komm herein!
Antonio! Antonio!

Diese Musick und das liebliche Kind gefielen dem Knaben freilich sehr wohl; allein die Panterthiere hatten ihm grossen Schrecken eingejagt, und er würde sich gewiss freiwillig nicht darauf gesetzt haben. Sobald aber die Nachtigallen zu singen aufhörten, schmiegte sich das Panterthier, welches von dem Kinde geführt wurde, zu dem Antonio hin, nahm ihn, dass er es sich kaum selbst versah, auf den Rücken, und trug ihn nach dem Gehölze. Das Kind ritt stets

neben her, und berührte den erschrockenen Knaben manchmal mit seiner purpurrothen Gerte, wenn dieser vor Angst herunterfallen wollte, wobei das Kind ein wenig lächelte.

Als sie in dem Gehölze waren, sahen sie sich von einer ausserordentlichen Menge Thiere aller Art umgeben. Kaninchen, Zwerghirschchen, ganz kleine Elephanten, Murmelthiere, und viele andere liefen durch das Gebüsche hin und her, und die meisten hatten kleine goldene Kronen auf den Köpfen, welches seltsam aussah. Ueberaus schön war aber das Gevögel, das auf den Zweigen herumflatterte. Papageien, Kolibri's, Goldfasanen, Perlhüner, Pfauen, Paradiesvögel und dergleichen ergözten das Auge auf allen Seiten in den prächtigsten Farben. Zu den beiden Panterthieren hatten sich in dem Gehölze noch zwei Katzen ge-

sellt, eine schneeweise, und eine kohlschwarze, und drei junge Affen. Die beiden Katzen giengen voraus, als wenn sie die Wegweiser wären und knurrten beständig und ringelten die Schweife. Nach ihnen folgten die drei Affen, welche gar possirliche Sprünge machten. Sie hatten lange spitze Mützen auf den Köpfen, aus denen alle Augenblicke andere wunderliche Figuren oben hervor kamen; grosse Fliegen mit Trompeten am Kopfe und Paucken an den Füssen, kleine Hamster mit DrehOrgelchen, ZwergMenschen so gross wie ein Finger, mit weissen Fahnchen, die sie beständig herumschwenkten und noch viel anderes seltsames Wesen mehr, und das musizirte und zwitscherte alles durcheinander dieses Liedchen:

An-

Antonio! Antonio!
Süsses Kind,
Reite geschwind,
Reite getrost fort
Kommst an den rechten Ort.
Gross ist die bunte Welt,
Die sich in nichtigen,
Kindischen, wichtigen
Thorheiten wohlgefallt.
Heysa! Heysa! Lustig und froh
Sieh 'mal uns Affen Antonio!

Diese Gaukeleien und Gesang ergözten den Antonio über die Maasen, dass er an gar nichts anders mehr dachte in diesem Augenblick. Da wandten sich die Panterthiere links in einen Gang, der nicht breiter war, als dass die beiden Thiere nebeneinander gehen konnten. Eine dichte Wand von gleichbeschnittenem Gebüsche gieng auf beiden Seiten in die Höhe und wölbte sich oben.

Das Gewölbe war aber nicht höher als einen Schuh über gewöhnliche Mannsgrösse. So wie die Panterthiere in diesen Laubengang eingetretten waren, sah Antonio weder die beiden Katzen mehr, noch die drei Affen. Statt des PurpurScheins, welcher das Gehölze vorher erleuchtet hatte, schien dieser Gang von einer glänzend weisen Wolke ganz angefüllt, wie man solche Wolken zuweilen an schönen SommerMorgen in der Luft sich aufthürmen sieht.

Indem Antonio eben zurückschaute, wo seine lieben Affen hingekommen seyn möchten, berührte ihn das Kind mit der Gerte und deutete ihm vorwärts. Wie frölich wurde er jetzt, als er zwanzig Schritte vor sich seine alte Sylvia stehen sah. Er stieg sogleich von dem Panterthier herab, lief nach der Alten hin,

und rief aus: Ach Sylvia! was habe ich alles gesehn!

Sobald er diese Worte ausgeredet hatte, spürte er etwas, als wenn ihm jemand eine derbe Ohrfeige gäbe, und indem er sich von seiner Bestürzung erholte, war Laubengang und Kind und Panterthier nicht mehr zu sehen, sondern er stand vor einem ausserordentlich grossen freien Platz in dessen Mitte ein Springbrunnen angelegt war, der einen erstaunend hohen Stral in die Luft warf. Daneben allerlei Meergötter, Meergottinnen und Seethiere künstlich von Marmor gebildet, spritzten auf mancherlei Weisse durch einanderkreuzend, Wasser in die Höhe, das mit einem angenehmen Geplätscher in ein sehr grosses goldenes Becken niederfiel.

Gerade gegen sich über, sah der Antonio in weiter Entfernung den

freien Platz bis zu einem Schlosse gehn, von woher auf einmal wieder sein Lieblingsliedchen ertönte. Er besann sich nicht lange und lief schnell nach der Gegend hin. Als er näher kam, bemerkte er das alte Weibchen, vor dem herrlichen Schlosse unter einem langen Saulengang auf und nieder schleichen, und auf dem goldnen Pfeifchen spielen. Antonio rief ihr alsobald entgegen: Wo warst du denn schon wieder hingekommen Sylvia?

Da schleuderte die Alte ihren linken Arm dreimal nach ihm hin, und immer fuhr eine Schlange heraus, zackigt wie der Blitz, die berührte mit ihrer spitzen Zunge den Antonio über den beiden Augen und mitten auf der Stirne, und jetzt hörte er eine sehr zartklingende Stimme, welche sagte: Was siehst du nun in mir? Antonio antwortete

voll grossen Erstaunens: ich sehe eine überaus schöne und prachtige Prinzessin vor mir.

Das bin ich, sagte die herrliche junge Dame, welche vor ihm stand. Ich bin eine Prinzessin und mächtige Beherrscherin der unterirrdischen Geister, und nicht deine alte Amme Sylvia, deren Gestalt ich nur angenommen. Folge mir jetzt,

Und zeigst du mir
Ein edles Gemüth,
So bild' ich es dir.
Das Treffliche blüht
Auf Erden allein,
Wenn stille wir Geister zuvor es
weih'n.

Die Prinzessin nahm den Antonio gar freundlich bei der Hand, und führte ihn in das Innere des Schlosses. Hier war nun eine solche Pracht und

Herrlichkeit, dass keine Feder sich unterfangen mag, sie würdig genug zu beschreiben.

Als sie eine breite marmorne Treppe hinaufgestiegen waren, standen sie einer grossen Saalthüre gegenüber von dunkelrother spiegelnder Masse, worauf sich Verzierungen von himmelblauen Edelsteinen befanden. Die beiden Thürflügel öfneten sich sogleich und die Prinzessin trat mit Antonio in den Saal ein, der auf beiden Seiten weit hinausreichte. Rund umher standen viele Bilder aus Marmor. Und vor diesem und jenem waren Knaben in dem Alter des Antonio, beschäftigt diese Figuren nachzubilden. Sie hatten Stücke Marmor vor sich, und arbeiteten daran mit ihren Meiseln und sonstigen Werkzeugen sehr emsig.

Die ganze Länge in der Mitte des Saals hin, sassen noch viele Kinder. Sie hatten Malereien vor sich stehen, neben sich ihre Farbenmuscheln und Pinsel, mit welchen sie viel beschäftigt schienen. Noch Andere bauten kleine Schlösser aus mancherlei Materialien. Auch hatten einige weiches Wachs, woraus sie verschiedene Figuren von Menschen und Thieren formten.

Die Prinzessin gieng mit dem Antonio in dem ganzen Saal umher und zeigte und erklärte ihm Alles; worauf sie ihn fragte: Wie gefallen dir diese Dinge mein Kind? Dagegen ihr der Knabe antwortete: sie gefallen mir wohl. Die Prinzessin sagte weiter: Möchtest du vielleicht hier bleiben, und auch dergleichen thun! Da versetzte er: Ach nein!

Nun gieng die Prinzessin mit ihm rechts den Saal hinunter, wo sich alsbald eine Seitenthüre aufthat. Sie kamen in ein neues, weitläufiges Gemach. Hier standen viele Tische, um welche vollgedrängt die Knaben sassen. Alle hatten Bücher vor sich, und dazwischen giengen mehrere Männer auf und ab, welche mit den Kindern sprachen. Einer von den Mannern fasste den Antonio bei der Hand, nachdem er sich gegen die Prinzessin verneigt hatte, und sagte: willst du hier auch allerlei lernen mein Sohn? Sieh! diese Knaben bezeigen Lust einmal künftig den Menschen gute Dienste zu leisten, sie von bösen Krankheiten zu heilen, sie belehren zu können, wie sie sich das Leben immer angenehmer und nützlicher machen sollen. Hast du auch zu solchen Dingen einigen Eifer, so bleibe bei mir,

und ich will dir sagen, was du thun musst?

Darauf antwortete Antonio: Ach! ich weiss nicht, was du mir sagst.

Nun führte die Prinzessin den Antonio wieder zu dem Saal hinaus, die Treppen hinunter, auf den grossen, freien Platz vor dem prächtigen Schlosse. Hier waren jetzt viele Knaben versammelt, alle mit hölzernen Waffen versehen von verschiedener Art. Ein grosser Theil der jungen Leute sass zu Pferd; sie hatten aber nur kleine Pferdchen, wie sie sich zu ihrer Grösse schickten, und machten allerlei Uebungen. Die Knaben hatten ein ordentliches Lager eingerichtet, ihre Wachen gehörig ausgestellt; mehrere arbeiteten an Verschanzungen; andere maasen Gegenden aus und gaben Befehle wie sie sollten befestigt werden und dergleichen mehr.

Die Prinzessin sagte zu dem Kleinen: Gehe dort hin, und belustige dich mit den andern Knaben, wie es dir gut daucht. Welches Antonio that. Und als er in das Lager kam, traten einige Knaben zu ihm, und sagten; komm, wir wollen dir Alles zeigen, damit du siehst, was dir am besten gefallen könnte, wenn du bei uns bleiben willst. Sie führten ihn nun allenthalben umher, und das Leben gefiel ihm nicht übel; doch wollte er weder bei den kleinen Reitern bleiben, noch bei denen, welche Festungen anlegten.

Nun aber gab es plötzlich Lärm in dem Lager. Die kleinen Tambours giengen umher und trommelten, und neben ihnen die Pfeifer liessen sich aus Leibeskräften vernehmen, andere stiessen in die Trompeten, so dass jezt Alles lebendig wurde. Sobald Antonio die Pfeifer hörte, lief er

schnell zu ihnen, und rief: O, was seyd ihr mir für liebe Kameraden! und nahm auch sein Pfeifchen an den Mund.

Jetzt waren alle Knaben mit ihren Waffen aus den Zelten gesprungen, und stellten sich in Ordnung, Fussvolk, so wie Reiterei. Einer unter ihnen, der oberste General, ritt auf einem gar herrlichen Schimmel vor den Reihen auf und nieder. Er hatte eine viel glänzendere Rüstung an, als die andern, und ein grosser rother Federbusch schwenkte sich über seinem Helm. Als er vor den Reihen herritt, sprach er mit vernehmlicher Stimme: jetzt, ihr Leute gilt's! Haltet euch brav! Der Feind rückt an!

Nun liess er sie aus dem Lager vormarschiren; und eine andere eben so zahlreiche Armee als die ihrige, zog ihnen entgegen. Sie stiessen bald auf einander, und gebrauchten muthig ihre höl-

zernen Waffen. Antonio nebst den andern Pfeifern wurde auch in das Getümmel verwickelt; als er aber einige derbe Hiebe mit einem Sabel über die Schultern bekam, heulte er erbarmlich und versuchte nach dem Schlosse zu entlaufen. Hier stand die Prinzessin, welche stets von ferne sein Thun beobachtet hatte, und als er zu ihr kam, sagte sie: du wirst wohl schwerlich ein grosser General werden.

Die Knaben zerstreuten sich nun wieder, und die Prinzessin gieng mit Antonio durch eine Allee von dem linken Flügel des Schlosses nach dem See, an welchem er sich schon vorhin befunden hatte. Jetzt lag hier eine Menge kleiner Schiffe vor Anker, aus welchen Ballen, Fässer und dergleichen von Kindern an das Land geschaft wurden. Andere Schiffe wurden wieder beladen,

und Alles aufgezeichnet von einigen geschäftigen Knaben, was in die Schiffe gebracht wurde. Der Eine liess sein Schiff nach Amerika gehn, der Andere nach Ostindien; der Dritte nach dieser oder jener Insel. Da war eine ausserordentliche Thatigkeit, Leben und Freude bei den jungen Leuten. Nun fragte die Prinzessin den Antonio: hast du denn hieran auch keine Freude, mein Kind? Und Antonio erwiederte: ich mag lieber auf meinem Pfeifchen spielen, als diese Spiele.

Hierauf sah ihn die Prinzessin etwas unwillig an; alsdann sprach sie: sehe einmal dort, indem sie nach der linken Seite dem See hinab wies. Als der Antonio nach dieser Gegend seinen Blick wendete, fielen ihm die kleinen Gondeln wieder in die Augen, welche er auch anfangs gesehn hatte; doch waren

sie jetzt näher. Die Gondeln schienen in zwei Flotten eingetheilt zu seyn. Es sah herrlich aus, als sie immer näher heran-gewiegt kamen, und sich nun gegenein-ander in Ordnung stellten.

Die Prinzessin liess jetzt ein Tuch in der Luft flattern, auf welches Zeichen die Gondeln einander näher rückten. Die kleinen Menschen mit denen sie besetzt waren, sprangen aus einer in die andere, und kämpften zusammen, so dass man-cher in den See stürzte, welches aber nichts zu bedeuten hatte: denn die Klei-nen schwammen in dem See umher wie die Fische, und immer wieder ihre Gon-deln hinangeklettert. Die Prinzessin frag-te den Antonio: wie gefallt dir das? Und er erwiederte: Wenn ich nur wie-der bei meiner Sylvia wäre!

Dahin sollst du kommen, rief die Prinzessin nun ganz erzürnt aus, und schleuderte ihren linken Arm dreimal in die Luft, wobei sie Folgendes sprach:

Ihr Geister der Luft,
Gewebet aus Duft,
Thut eure Schuldigkeit!
Schnell bereit!
Unter und über der Erde
Alles bewegt werde:
Feuer und Wasser zugleich,
Das ist der Geister Reich.
Auf! Auf! zu erfüllen
Genau meinen Willen.
Auf! Auf! von allen Ecken und Winden!
Lasst euch gehorsam erfinden.

Wie diese Worte ausgesprochen waren, flogen eine erstaunende Anzahl schöner kleiner Wesen von allen Seiten daher. Sie hatten das Ansehn von Kin-

dem, und Flügel an den Schultern. Die Fee in Gestalt der herrlichen Prinzessin, sprach weiter:

Fort! Fort! Fort!
Bringt ihn von diesem Ort.
Anders hatt' ich mir's gedacht,
Selber ihn hieher gebracht,
Sein Gemüth wohl zu erkunden;
Hab' es würdig nicht befunden.
Fort! Fort! Fort!
Bringt ihn von diesem Ort.

Kaum hatte sie dies ausgesagt; so entstand die schwärzeste Finsterniss, und Antonio fühlte sich plotzlich ergriffen und in die Höhe gehoben. Es däuchte ihm, als ob er immer fort hoch, hoch in die Luft steige, das gar kein Ende nehmen wolle. Auf einmal glaubte er ein dumples Rasseln zu hören, und einen Stoss um sich her zu verspüren, wie bei einem Erdbeben, da stand er plotzlich wie-

wieder auf festem Boden. Aber er war so betaubt, dass er sogleich niedersank, und in einer starken Ohnmacht auf der Erde liegen bliebe.

Fünftes Kapitel.

Die Reise des Grafen von Villano gieng vorerst nicht weiter, als nach dem Landguthe seines Jugendfreundes, welches drei Stunden von dem seinigen entfernt war. Mit diesem, er hies Herr von Bellini, gedachte der Graf eine grössere Reise vorzunehmen, um auf solche Art seines Kummers über den verlornen Sohn Antonio, sich etwas zu entledigen.

Der Herr von Bellini lies sich auch hierzu bereitwillig finden, nachdem ihm der Graf von Villano sein Vorhaben kund gemacht hatte, denn er liebte diesen sehr, und wollte ihm gerne einen solchen Dienst erzeigen. Doch bat er den Grafen, erst noch einige Tage bei ihm zu bleiben, damit sie sich desto bequemer zu der Reise anschicken konnten.

In dem Hause des Herrn von Bellini wurde aber des Grafen Schmerz noch lebendiger, und eher vermehrt, als vermindert. Denn der Herr von Bellini hatte eine gar trefliche Gemahlin, und drei liebenswürdige Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Indem der Graf diese gute Familie vor Augen hatte, und sah wie edelgeartet die Kinder ihren Eltern unaussprechliche Freude machten; so wurde er über die Maasen

tramig, und sagte: ach! wie stehe ich nun ganz ohne Familie, allein in der Welt, dies können alle andern Freunde nicht ersetzen.

Hierauf schlug der Herr von Bellini ihm einen Spaziergang vor, um ihn durch die Schönheiten der freien Natur vielleicht auf andere Gedanken zu bringen. Die beiden Herrn giengen also in dem weitläufigen Garten umher, welcher das Schloss des Herrn von Bellini auf eine Stunde Wegs umgab. Sie unterhielten sich von mancherlei, und spazierten an dem kleinen Flusse hinauf, welcher diesen Garten noch viel anmuthiger machte, als er ohnehin schon war. So zerstreuten sich auch ein wenig die Gedanken des Grafen.

Sie kamen nun zu einem Wasserfall, der ein sehr starkes Gerausch machte, weil es grosse durchbrochne Felsen waren, über welche das Wasser herabstürzte. Gehn wir nach der Grotte, sagte Herr von Bellini, welche auf jener Seite liegt. Von dort aus ist das entferntere Getön des Wasserfalls wunderbar angenehm; man glaubt das Nahen eines hohen, unsichtbaren Geistes aus überirrdischen Lüften zu vernehmen. Ich bin stets am liebsten in jener Grotte an einem heisen Sommertage.

Etwas höher hinauf von dem Wasserfall, wölbte sich eine Brücke über den Fluss. Als die beiden Herrn darüber hingiengen, ergötzten sie sich sehr an dem ewig lebendigen Sprudeln des Gewassers unter ihnen. Ein dichtes Bosket fieng auf der andern Seite der Brücke

an. Sie wanden sich durch viele Gänge, und stiegen endlich einen kleinen Abhang hinunter, wo sich in den ausgehauenen Felsen die Grotte befand.

So wie sie eintraten, fuhr der Graf mit dem heftigsten Ausruf voll des höchsten Erstaunens zurück. Mein Sohn Antonio! schrie er, Gott! mein Antonio!

Herr von Bellini verwunderte sich nicht wenig über diesen Ausruf des Grafen; noch mehr aber darüber, dass auf dem ausgehauenen Felsensitz, welcher mit Moos gut gepolstert war, der Knabe Antonio wirklich lag, und sehr ruhig schlief. Der Graf von Villano breitete seine Arme aus, und umfieng seinen Sohn, und weckte ihn mit seinen Küssen auf.

Antonio wusste nicht wie ihm geschah, als er die Augen öfnete, und sich in seines Vaters Armen befand. Um aller Heiligen willen! rief der Graf, wie kommst du hieher mein Kind? Antonio versetzte: ich weiss es nicht. Die Prinzessin muss mich haben hieher bringen lassen. Diese Rede seines Sohnes kam dem Herrn Grafen wunderlich vor. Und der Herr von Bellini sagte: gehn wir nach dem Hause zurück, damit auch meine Hausgenossen sogleich an unserer Freude Theil nehmen.

Dies geschah. Unterwegs legte der Graf seinem Sohn noch viele Fragen vor, über sein Verschwinden und Ankunft in der Grotte; konnte sich aber in die seltsamen Reden desselben gar nicht finden, sondern sagte: du hast sehr lebhaft getraumt mein Kind.

Als sie in dem Hause des Herrn von Bellini angekommen waren, freuten sich desselben Gemahlin und Kinder recht herzlich über den wiedergefundenen Antonio, und konnten eben so wenig seine Erzählungen begreifen. Der Graf lies sich nun nicht länger mehr aufhalten, sondern setzte sich mit Antonio in den Wagen, um nach seinem Schlosse zurückzufahren.

Das Vergnügen der alten Sylvia lässt sich nicht beschreiben, da sie das herzliebste Kind wieder sah. Aber wie kreuzigte sie und segnete sich, als ihr Antonio erzählte, was mit ihm vorgegangen sey. Hab' ich es nicht gesagt, rief sie aus, dass eine mächtige Fee in dieser Gegend herrscht, welche den frommen Kindern nachtrachtet? Ach! mein Kind, hättest du doch nicht ver-

gessen, das heilige Kreuz zu schlagen, und dich nicht so weit von dem Schlosse entfernt! Und diese gottlose Fee hat sich nicht entblödet, den Leib einer guten Christin zu misbrauchen, meine Gestalt anzunehmen, um mir dies allerliebste Kind zu entführen!

Hab' ich es nicht gesagt, fuhr der alte Hausmeister Cettina fort, welcher mit einem verwunderndem Lacheln und Kopfnicken daneben stand, als Antonio erzahlte, hab' ich es nicht gesagt, dass hinter dem dürren Hügel im Walde die ganze Teufelei verborgen wäre?

Der Graf von Villano nahm nun den Antonio sehr ernstlich vor, und lies sich Alles aufs genaueste erzahlen. Er hörte sehr aufmerksam zu, und schüttelte bedenklich den Kopf, als er

hörte, was die Prinzessin mit seinem Sohne vorgenommen haben sollte, in den prachtigen Salen ihres Schlosses, so wie auf dem grosen freien Platze vor demselben, wo die vielen Knaben ein Lager hatten, und Krieg führten, und was an dem See vorgefallen, und wie Antonio an allem diesem keinen Gefallen gefunden, sondern gesagt: er möchte lieber auf seinem Pfeifchen spielen, und nur wieder bei der alten Amme Sylvia seyn.

Der Graf erwog nun Alles dies, und stand lange in tiefen Gedanken, wobei man ihm seine innige Betrübniss wohl ansehn konnte. Endlich brach er in folgende Worte aus: Du magst dich nun in dem Walde verirrt, und endlich in den Garten, und in die Grotte des Herrn von Bellini gekommen seyn, und da-

selbst die wunderlichen Dinge, welche du erzählst, geträumt, oder sie wirklich erlebt haben; so ist mir dadurch deine Gemüthsart jetzt noch deutlicher bekannt worden, als zuvor. Die Gaben sind den Menschen sehr verschieden ins Herz gelegt. Du mein lieber Sohn scheinst mir zu einem Stadtpfeifer geboren zu seyn, welches ich herzlich beklage.

Die

Verwandten.

I.

Der Exzentrische.

Taumelt! Taumelt, ihr Brüder, nur durch das Leben im Rausch hin.
Sinnend werden euch nie klarer die Zwecke des Zeus.
Lachet der Weissen, die ernst sich eure Bestimmung ergrübeln.
Welche das Klarste gesehn, ehren verstummend den Gott,
Suchen vergebens die Nebel dem Menschen nimmer zu scheuchen,
Weisse von höherer Macht ihn zu beschränken erregt.
Taumelt! rufen sie euch, nach Blicken die Zeus ihnen gönnte,
Stürzend ins Leben zurück — Taumelt, ihr Brüder hindurch!

II.

Der Romantische.

Es schliefen die Menschen, was Nachts so kühl,
So heilig, so stille vom Tagesgewühl,
Mich zogen der Mond und die Sterne,
Nach ihrer himmlischen Ferne.
Alle Begierde schwieg.
Noch innen, noch aussen Krieg.
Im süssen, tiefen Beschauen erhebt
Sich unwillkührlich die Brust. Es bebt,
Und zittert herab von den Wangen,
Als hatte nach Thränen die Nacht Verlangen.

Woher so plötzlich diese Regung?
Frag' ich, mich fassend, mit Ueberlegung.
Ach! es wurde bald klar.
In Berenizens Haar,
Sah ich Luisens Locken schimmern.

Es reiht' in heiligem Flimmern
Der Freundin ganze Gestalt sich an.

So wandelst Du immer auf hoher
Bahn,
Mir in der ganzen Natur voran.
O Mädchen, Mädchen, wie bet' ich dich an!

III.

Der Fühlende.

Noch erheb' ich, eben aus wonnigen Träumen erwachend,
Träume der vorigen Zeit, wo wir uns nahe gelebt,
Freundliche Bilder umschweben mich wieder. Ich sehe Sie vor mir,
Wie Sie noch schuldlos und schön einst die Freundin beglückt.
Dämmerung war es, die Zeit des lieben, täglichen Umgangs,
Und mit düsterem Blick trat in das Zimmer ich ein.
Denkend stand Sie dort an einem der marmornen Tischchen,
Bot von Erfrischungen hier leise seufzend mir an.

Und

Und ich nahte. Sie reichte mir etwas, ich fühlte Sie ruhen,
Als Ihre zittere Hand jetzt die meine berührt.
Theures Mädchen! — Ich weiss nicht wie und was ich genommen,
Aber im Auge von Ihr ward mir ein höh'rer Genuss.
Lange verweilten wir nicht. Es unterbrach uns die Mutter,
Fodernd die schöne Sonat' ihr erst neulich gespielt.
Niedergesetzt am Klaviere versuchten das Wechselspiel wir nun.
Einfach begann es und ernst, floss dann lieblicher hin.
Lebhaft wurden die Töne jetzt, die flüchtigen Finger
Flogen von Klaven zu Klav' abwärts und aufwärts dahin.
Plötzlich stockten die Töne. Vollkommen war die Verwirrung.

Süsse Verwirrung! — Ich hielt' Alles vergessend Sie auf.
Nahe war meine Rechte im flüchtigen Spiel Ihrer Linken,
Wunderbar wogt' es in mir, da mich Ihr Finger berührt.
Endlich ruhten mit hohem Entzücken, die Hand' in einander,
Leis' erwiedernd den Druck, leise von Einer geschehn.
Plötzlich stört' ich die Stille, ich eilte seelig von dannen,
Voll des himmlischen Sinns, den mich die Zeichen gelehrt.

IV.

Der Krieger.

In das Feld bin ich gezogen,
Fern mein Mädchen ist.
Ach! das war ein herber Abschied. —
Aber, wer dem Kriegsgott folget,
Reifst sich muthig los.

Zart hat sich in Rauh verwandelt,
Alles wechselt jetzt.
Flüchtig seh' ich manche Schönheit,
Flüchtig rührt sie mir die Sinnen,
Aber Eins steht fest:

Meine Liebe schöner Unschuld,
Die mir ferne blüht.
Meine Sehnsucht nach der Treuen,
Nach der Sprache ihrer Augen,
Himmel! nach dem Kufs.

Ach! das war der Kufs zum Abschied.
Der durchdrang mich tief.
In dem hohen Kriegsgetümmel,
In der tödtlichen Verwundung
Wird er mich durchglühn.

Sicher schwebt des Mädchens Seele
Immer jetzt um mich.
Dafs ihr doch die furchtbarn Keren
Gönnten, mir den Tod zu wehren,
Oder Tod mit mir!

V.

Der Bezwungne.

Lasse mich, Freundin! Du kennst der Gesetze finstere Strenge,
Ernsthaft rufen sie fern mich aus dem zärtlichen Arm.
Hat nicht halb die Hälfte der Tagesbahn vollendet Apollon;
Ist mir geboten zu stehn heut vor den Vätern der Stadt.
Und schon weichet die Tochter Latonens dem stärkeren Bruder,
Dass auch mein treffliches Ross flügelt zum Ziele mich kaum.
"Eile nur, eile, dir fehlen nicht Worte, gesättigter Flüchtling,
Um zu bethören das Herz, dessen Liebe du nahmst."

Sprach's und verhielt mit zartem Finger die quellenden Thränen,
Flog in die Wohnung zurück, schwindend wie Bild eines Traums.
Wie? Was geschieht mir? Wie bricht der Misklang schneidender Töne
Unser harmonisches Seyn, diesen beglückten Akkord.
Kühlt mir, Thränen des Thaues, die Glut erregt von der Freundin
Brennenden Thränen, sie sind's, die mir verzehren das Mark.
Rauscht, ihr flüsternden Bäume, des Freundes verlangenden Ruf hin.
Duftet, o Blumen, Ihr zu, was mein Gemüth euch vertraut.
Blühende Gattin Aurora mit purpurnen Wangen geschmückte,
Schon aus den Zweigen hervor rufst du die Sänger des Hains.
Ach! nur Sie nicht lockte du heran an dem schimmernden Fenster,

Dass ich nur Einmal noch seh' heiter versöhnt Ihr Gesicht.
Nein! — Sie erscheinet nicht mehr. Ich eile! —
Ich bleibe! — Ich kann nicht! —
Sehen muss ich Sie noch. — Richtet mich, Väter der Stadt.

VI.

Der Leichte.

Nein! Ich bin nicht unbeständig.
Nur die Schönheit zwingt den Menschen,
Allen ihren Reiz zu fühlen,
Und ihr unwillkührlich opfern,
Sey es hier und da und dort.

Immer reizt den Günstling, Amor,
Aller Orten das zu lieben,
Was der schönen Venus gleichet,
Was sich ihres Gottes freuet.
Und einsam ist das nicht Untreu'
An dem Einen, fernen Liebchen.
Denn die Götter walten mächtig,
Und besonders Lieb' und Schönheit.

VII.

Der Ungeduldige.

Schaffen zu Hause, Glycera willst du, treffliches Mädchen,
Wie dem weiblichen Sinn da die Ordnung gebeut?
Und du begleitest mich nicht? So wandl' ich einsam und stille —
Nein! Hier lebt und hier, Mädchen dein liebliches Bild.
Alles Gewühl der frohen, verjüngten Natur um mich her tont
Deinen Nahmen, es strahlt Alles nur Deine Gestalt.
Aber mich treffen zugleich die holden Erscheinungen schmerzlich.
Zweifel beklemmen die Brust; ob Deine Liebe mir ward?

Süss durchdrang wohl schon der Stral Deines heiteren Auges
Mir das kranke Gemüth, linderte, heilte den Schmerz.
Wohl gewahrtest du mir schon manches Zeichen der Neigung,
Aber umfassest du auch All und Einzig den Freund?
Bebet in dir unendliche Sehnsucht treuer Vereinung,
Wie sie nun heftiger tobt hier in der männlichen Brust?
Bald! Bald muss ich es wissen, o Mädchen, ich halte mich nimmer!
Sieh! wie die Flamme mich zehrt! Sieh! wie der Wahnsinn mich fasst!
Auf! — Ich komme! — Glycera, der Rasende stürzt dir zu Füssen:
Gönn' ihm den süssen Besitz, oder gewähr' ihm den Tod.

VIII.

Der Empfindsame.

Ein Veilchen herzt' ich,
Ein Mädchen liebt' ich,
Blüht mir beide recht schön!
Wer schon Blumen an das Herz gedrückt,
Den hat schon ein Mädchen hoch entzückt,
Der kann Liebesworte verstehn.

Blumen welken,
Mädchen sterben,
Stumme die Spuren verwehn.
Du hast Blumen an das Herz gedrückt,
Ich hab schon ein Mädchen hoch entzückt,
Du kannst meine Klagen verstehn.

IX.

Der Launische.

Grausam wirst du gerächt, o zärtliche Freundin des Flüchtlings,
Ach! er büsst sie zu hart, welche Schuld er gehäuft.
Nicht der sehnende Blick, der wärmere Druck deiner Hand nicht,
Selbst der zehrende Kuss hielte mich nahe dir nicht.
Schrecklich, fürwahr! wen einmal der Dämon der Laune beherrscher,
Wohl aus dem zartesten Band windet er öfter den Mann!
Aber sie rächen sich alle die wenig geachteten Götter,
Und insbesondere mir, Amor der mächtige Gott.

Grausamer! gib deine flüchtigen Schwingen,
den Wagen der Mutter,
Dass der Trennung Qual ende, die schrecklichste mir.
Dort dann wieder ihr nahe erdulde ich jegliche Plage.
Doch verschone nur jetzt, bringe nur schnell mich zurück.

X.

Der Abergläubische.

Ich ahne, ich fürchte!
Mir träumte so schrecklich.
O Götter, beschützet Sie mir!
Die Seelen geliebter,
Verbundener Menschen,
Die fühlen auch ferne
In tiefer Bewegung,
Wann böse Gestirne
Die Liebsten bedrohn.

Ich ahne, ich fürchte!
Mir träumte so schrecklich.
O Götter, was habt ihr verhängt!
Mit düsterem Sinnen
Durchirr' ich die Gegend.
Die Stille des Thales
Ist fruchtbarer Boden

Der wachſenden Wehmuth,
Die bang mich erfüllt.

O stille mir Bote
Von freundlichen Göttern,
Des Herzens Bewegung!
Verkundige Tröster,
Dass keine Gefahren
Mein Liebstes bedrohn.

XI.

Der Tiefblickende.

„Oede, gehaltlos, jammerlich scheint mir das Leben der Menschen,
Werf' in des Ozeans Fluth drangender Wesen ich mich.
Alles treibet so emsig und lauft, und rennt durcheinander.
Ach! und das emsige Volk, scheidet von Pflanzen es sich?
Diesen gebot die Natur zu keimen, zu blühen, zu welken.
Aber nur dass vegetir' eilt ja und treibt sich das Volk.
Wahrlich! man sollte das Leben verwünschen, das elende Triebwerk,

Sich

Sich und das Jammergeschlecht stürzen in ewige Nacht!"
Könnte die Klage dir ernstlich entschlüpfen, hättst du wohl niemals
Tiefer Bedeutungen voll auch das Gemeine der Welt;
Dann ward nie dir vergönnt des Künstlers Werk zu beschauen,
Der mit mächtigem Geist höheres Leben uns schuf!
Oder sähst du sein Werk, vermassest dich kühn, es zu fassen,
Und das Leben erscheint dennoch wie erst du geklagt;
Nun dann wähne dich nicht von einem der Götter bewohnet.
Anderes lehrte dich der, anders schien dir die Welt.
Alles wird licht, beseelt uns der Gott, bedeutend und heiter.
Leise Berührungen sind's, aber von heiliger Kraft.

Doch zu begreifen dies höhere Leben, zu schaffen das schöne,
Iſt den Meiſten versagt, Lieblingen wird es gewährt.

XII.

Der Erfahrene.

Viel vertraute mir schon der Gott, Erreger der Schmerzen,
Welche beglücken zugleich, viel der Geheimnisse schon;
Wie die Mädchen erscheinen, die unschuldsvollen, die zarten,
Und die Spröden zumal, auch die von edlerem Stolz,
Und noch andere wohl, verschieden an Geist und Gemüthsart,
Wie sie erscheinen gesamt, wenn sie verwundet sein Pfeil.
Oft schon raubte mir dieses Geschenk die seelige Täuschung,
Deren ein Andrer geniesst, minder begünstigt von ihm.

Denn der Andere wähnt sich nun gänzlich verlassen, verachtet,
Wann mir die Zürnende nur feuriger liebend erscheint.
Und ihm schenken die Schmerzen selbst und ihre Verscheuchung
Grössere Wonne, denn mir gönnet der hellere Blick.
Darum versuch' ich zuweilen mir selbst den Blick zu verdunkeln,
Dass ich befangen und treu liebe mit zweifelndem Sinn.
Aber mir wehrt es der Gott. Nur selten kehrt er die Spitze
Seines blinkenden Pfeils, rührt mit dem stumpferen Theil
Augen mir und die Stirn: dann bin ich Momente verwandelt,
Wie da zum erstenmal mich blendend getroffen sein Pfeil.

XIII.

Der Reitzbare.

Neue Lieb' hat sich entzündet,
Eine mächt'ge, neue Liebe,
In dem unglückseel'gen Herzen,
Das zu lebhaft Schönem huldigt,
Und der Quaalen Beute wird.

Gestern durch die Strassen schreitend,
Blickt' ich flüchtig Einmal aufwärts,
Und da traf mich wie ein Blitzstrahl
Welche Reitze! Welches Wesen!
Ist's die Königin der Frauen,
Die mit Dienerinnen kosend,
Dort auf den Balcon hervortritt?

Solche zartgehauchte Mischung
Sanfter Rosen-Lilien-Farbe

Ueber Antlitz, Arm und Busen,
Solchen Glanz, wie dieser Augen,
Doch nicht blendend, unaussprechlich
Süss vielmehr nach sich hinziehend,
Solche Locken um die Augen,
Wangen und den Nacken spielend,
Diesen schlanken Bau des Körpers,
Diese liebliche Bewegung,
Sah ich hier und weit noch niemals.

Da hat plötzlich sich entzündet
Eine macht'ge, neue Liebe,
In dem unglückseel'gen Herzen,
Das zu lebhaft Schönem huldigt,
Und der Quaalen Beute wird.

Ja Sie hat auch mich empfunden!
Seitwärts stand Sie jetzt allein.
Sie bemerkte mein Erstaunen,
Meine Blicke, die wie Pfeile
Nun hinauf nach Ihren Reitzen,
Nun verwirrt zu meinen Füssen
Flüchtig auf und niederschossen.

Jetzt Ihr halbgeschlossnes Auge
Senkte sich, auf mich geheftet
Unverwandt, so lang ich aufsah.
Und bei meinem Gruss erröthend,
Neigte Sie das Haupt voll Anmuth.

Und ich gieng wohl dreimal aufwärts
Dreimal abwärts diese Strasse. —
Was bekümmern mich die Spötter
Und ihr schales Hohngelächter,
Wenn sie trämmend mich die Strasse
Auf und nieder schreiten sehen,
Und den Grund von meiner Thorheit
In des schonen Mädchens Augen
Klüglich, mit Bedauern finden!

Nein! mich kümmern andre Dinge,
Als der hohle Witz des Spotters.
Schlaflos quält' ich mich die Nacht durch,
Und ein Plan vertrieb den andern,
Aber es genügte keiner.
Bin ich denn so ganz verblendet,
Dass ich nichts vermag zu sinnen!

Und mir zehrt es an dem Leben,
Wenn ich nicht der Hochverehrten
Heute, heut noch meine Liebe,
Mein Ihr nun geweihtes Leben
Ohne Rückhalt opfernd biete.
Ach! und tief steht schon die Sonne.

XIV.

Der Reiseliebhaber.

Wie mir das Auge, die Glieder ein frisches
Leben durchstr[illegible]met!
Wechselnd die wechselnde stets, lieb' ich
die heitre Natur.
Bleibt in der düsteren Stube, dem Hause, der
bergenden Ringmaur;
Treibt zu dem Fremden nicht, Trägt der
Geist euch hinaus.

XV.

Der Heimathliche.

Flüchtig treiben sie sich die flatternden Schwalben im Kreise
Unter den Augen mir hin, über der Wiese Geschmuck.
Hier in der Kühle des schattenden Baumes, bei munterer Quelle,
Seh' ich das gaukelnde Spiel liebender Schwalben mit Lust.
Jetzt ist das Spiel mir versagt mit Mädchen in dauerndem Zirkel.
Küss' ich ein freundliches heut, bin ich morgen schon fern.
Lassen wir künftig das Reisen! Mir lob' ich die ruhige Heimath,
Flatternd im dauernden Kreis liebender Mädchen umher.

VXL.

Der Befriedigte.

Wie du dich zeigest
Sohn der Tethys,
Herrlicher Proteus;
Mächtig, mächtig,
Heiliges Kraft voll
Fass' ich dich, lasse
Listig, gewaltig,
Wie du dich zeigest,
Ferner dich nimmer.
Rausche, murmle,
Strom oder Quelle;
Wüthe, glänze,
Flamm' oder Fünkchen;
Würge, schmeichle,
Löw' oder Taube;
Grüne, ruhe,
Baum oder Felsen —

Immer du Wunder,
Immer gleich mächtig
Drang' ich dich an mich.
Immer dich fühlend.
Darum zwang ich
Gleich dem Atreiden:
Richtig zu schauen
Menschliches Treiben,
Wie's den Geschlechtern
Kommiger Zeiten
Ewig vergnügt wird;
Wie es den alten,
Lange verschwundenen
Immer beliebten;
Wie es auch jetzo
Band um Band noch
Diese vermögen.

XVII.

Der Verblendete.

Aber da möge doch jeder, wem nicht die Sinne befangen,
Frei bekennen, ob hier Schönheit die Liebe gereizt?
Wohl! man weiss, dass Liebe nicht immer sich bindet an Schönheit,
Aber geübterem Sinn, deinem o Freund, wie geschah's?"
Weiss ich doch selber es nicht, verstehe mich nicht auf die Dinge,
Wie ihr sie wendet und dreht, könnten und sollten euch seyn.
Doch das fühl' ich lebendig genug, und das ist mir wirklich,
Dass Nannettens Gestalt wonnig im Herzen mir blüht,
Dass von dem holden Gesicht ein lieblicher Zauber umherwirbt,

Und unnennbarer Reitz mich aus der Stimme betrift,
Dass mich Rührung erfüllt, wenn fromm nach dem Tempel Sie wandelt;
Das fuhl' ich lebhaft genug, weiss ich wohl gleich nicht warum.
Weiss ich auch nicht ob das Kind zu euern Regeln sich fchicket;
Aber meinem Gefühl lebt es reitzend und schön.

XVIII.

Der Naive.

Ach! mich presst und engt es schrecklich,
Bin ich nun so weit entfernt!
Fühlt' ich solchen Druck doch niemals,
Niemals fühlt' ich solche Schmerzen,
Wie sie mir die Trennung regt!

Wär' ich doch wie schnelle Vögel,
Mich erhöb' ich leichten Flugs,
Sänke zu des Mädchens Füssen;
Sie empfände meine Wehmuth,
Meine Liebe fühlte sie.

Alle waren wir im Garten,
Mein Geliebtes, und der Freund,
Und wer sonst noch von Gespielen.
O wie lieblich ist das Ende
Dieses Monds! wie schön der Mai!

"Seht, der Liebe Blumen Erstling!"
Ruft entzückt der Freund uns zu.
Ihm dagegen meine Liebste:
"Nimm! Erfreue dich der Rose."
Ihm? Nicht mir? — Mir diesen Hohn!

Da trieb Unmuth mich von dannen.
Doch ihr Unrecht fühlte Sie.
Ja, das sagt' Ihr letzter Blick mir.
Aber mit verwirrten Sinnen
Eil' ich unaufhaltsam weg.

Schon verschwanden Berg' und Thäler
Mir die ganze Nacht hindurch.
Thor! hast du dein Herz ergründet?
Denkst du nicht der Treu' und Liebe?
Nicht der Zeichen mancher Gunst?

O wär' ich wie schnelle Vögel,
Mich erhöb' ich leichten Flugs.
Eilte zu des Mädchens Füssen.
Sie verzieh' um meiner Liebe,
Und ihr Blick sagt' ihre mir.

XVIII.

Der Glückliche.

Seelig und leicht durchdringt die Erde, den Himmel, der Dichter,
Nirgends im bunten Gewühl huldigt er Einem allein.
Rasch geniesst er in niederen, Schönes in höheren Räumen,
Rasch ungezwungenen Gangs, leichten, frölichen Sinns.
Aber in seinem phantastischen Wesen beweget die volle
Seele sich immer, und nie lässt ohne Trost ihn der Gott.

XX.

Der Eingeſchränkte.

So still und einsam
Alles umher! —
Im Schlummer, auf dem Lager
Zittert' ich zusammen.
Es war nur ein Traum,
Der mich ergriff.
Erwacht, traum' ich fort.
Die Brust ist gedehnt.
In mir strebt es unendlich
Immer hinauf,
Und ringt nach dem Hohen.

Rund um beschau' ich die Landschaft.
Ruhn die alten Gebirg' umher
Noch unter dem Schweigen
Der heiligen Mitternacht?

Noch vernehm' ich ihrer Bewohner
Lebendiges Regen nicht,
Auch scheint Aurora noch fern.
Statt ihrer begrüfs' ich,
Glühenden Herzens,
Selene, die kalte,
Nächtliche Göttin.
Woher diese Glut?
Begeistert Selene?
Ist sie mächtiger,
Der Menschen Busen zu befeuern
Wenn Auroren dem herrlichen Bruder
Sie entgegenführt;
Als wenn sie hervortritt
Zur Umarmung des Fliehenden,
Der sich ins Meer stürzt?
Denn ich fühle
Jetzt in dem Innern
Himmliche Flammen entzündet.

Was stillet
Des Unendlichstrebenden
Sehnsucht nach oben?

Wo bin ich?
An hoher Tafel schwelg' ich.
Götterkost des Zerbrechlichen
Nahrung, von Göttern gewährt!
Aus ihrer Mitte, einer
Wie sie, allmächtig
Dünk' ich mich, Schöpfer!

Weh! im heiligen Taumel
Lassen den Menschen
Die Hohen nicht lange,
Des Tartarus Schauer,
Ohnmacht, Armuth, Dunkel
Ueberfällt den Vermessnen,
Der ihnen sich gleich dünkt.

Doch es richtet
Die treue, sorgsame
Mutter Natur,
Tausendfach wirksam,
Den Sohn wieder auf.
Und auch die Götter
Sehen gerne,

Wenn er es kühn wagt
Sich ihnen mit Selbstkraft
Naher zu schwingen.

Nur vergönnen sie
Selten den Sitz
In himmlischer Wohnung;
Weil ja der Mensch
Allein das Menschliche
Ganz zu fassen,
Zu ertragen vermag.

XXI.

Der Versöhnliche.

Lachet des starken, gewaltigen Mannes, ihr lieblichen Jungfraun,
Der euch, zürnenden Sinns, Böses zu stiften gedroht.
Warlich, ein starres Gemüth, ein gekränktes hält sich wohl selbst nicht;
Schmeichelt in weiblichem Reitz, Anmuth liebend dem Mann.
Zweifelnd erwartet' ich heut die oft gewünschte Versöhnung;
Aber im frühlichen Kreis scherzte Malchen umher.
Und ich harrte vergebens den treffenden Blicken entgegen.
Alle belebet Ihr Sinn, mich nur verscheuchet Sie kalt.

Tiefgekränkt, mit zürnendem Blick verlass' ich nun plötzlich
Saal und Haus. Und die Luft leichtert im Freien die Brust,
"Lustig fürwahr! In Wind und Kält' umirrend erstarren,
Während die Freundin zu Haus einsam, den Freund sich ersehnt."
So mir der wohlbekannten Dienerin freundliche Stimme.
Mählich vom Taumel erholt, folg' ich der Führerin still.
"Ach! die Verwirrung! Verzeih! so schmeichelt mir Malchen entgegen.
Niemand lösst sie geschickt, dacht' ich, als Du nur allein.
Wo ist denn hier der Flöte Begleitung zu diesem Klavierstück?
Wo der schöne Gesang? Wo mir die Opera hin?
Sicher hast Du mir dieses verloren und jenes verwirret!
Und die Stimmen verkehrt sind sie den Stücken gesellt.

Nun! ich finde die Strafe gelinde, auch wieder zu ordnen,
Wem muthwillig und leicht, uns zu verwirren beliebt."
Und Sie reichte die Noten mir dar, ich nahm, Sie berührt mir
Zärtlich drückend die Hand, liebeforschenden Blicks.
Ah! da schlugen betäubend elektrische Funken herüber.
Glühend sank mein Gesicht Ihr auf die zitternde Hand.
Malchen! — Verzeihung! rief ich das liebliche Wesen umschlingend.
Doch Sie schwieg, und auch mir siegelten Küsse den Mund.

Verbefferungen.

220. Z. 19. statt: oder ich sie — oder ich sehe sie.